

**Titel:** Götterfunken, ungeschminkt

**Genre:** Kurzgeschichte

**Autor:** Janko Marklein  
19 Jahre  
Hannover  
(z. Zt. in Olsztyn/Polen)

**Platzierung:** 1. Platz

## **Götterfunken, ungeschminkt.**

In der Disko brauchen sie mich, um Frauen abzuschleppen. Er kommt aus Europa, sagen sie, und sofort hängen alle an meinen Lippen. Ich soll erzählen, wie das so ist, Europa. Viele haben es in diesem Leben noch nicht über die Grenze ihrer Provinz geschafft. Manche noch nicht zu dem Strand, der 20 Kilometer entfernt liegt. Doch meine Heimat kennen sie besser als ich. In Europa ist alles ganz nah, sagen sie. In fünf Stunden von Paris nach Berlin. Und an der Grenze kontrollieren sie nicht mal. Argentinier lieben Europa, ohne es je gesehen zu haben. Und die Konquistadoren?, frage ich. Sie winken ab, das ist lange her. Und Spanien hat ja auch Gutes gebracht. Autobahnen?, frage ich. Niemand versteht meinen Witz.

Um 10 Uhr morgens schließen die letzten Diskos. Ich fahre zurück in die Herberge. Im Taxi suche ich vergeblich nach einem Gurt. Woher kommst du?, fragt mich der Fahrer, als er meinen Akzent hört. Aus Europa. Er hat einen Neffen in Spanien. In Europa haben sie Euros, überall, sagt er. Ein Euro, das sind vier Peso. Mit einem Euro kann ich hier zwei Liter Bier kaufen. Er lacht. Er weiß noch mehr. In Europa kriegen alle mindestens fünf Euro Gehalt pro Stunde. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, nicke aber. Als er mich durch den Rückspiegel anlächelt, sehe ich, dass ihm ein Zahn fehlt. Mein Koffer steht gepackt im Zimmer. Nach drei Stunden Schlaf klingelt der Wecker. Im Busbahnhof verlangen sie einen Personalausweis, um mir das Ticket zum Flughafen ausstellen zu können. Der Mann hinterm Schalter schiebt anerkennend die Unterlippe vor, als er meinen Ausweis sieht. Aus Deutschland?, fragt er. Ich nicke und ein - vielleicht stolzes - Lächeln geht über mein Gesicht. Er gibt mir den Ausweis zurück und wünscht eine gute Heimreise. Im Flugzeug sitzen viele ältere Frauen mit gefärbten Haaren und Make-up. Die Stewardessen sprechen Englisch und Deutsch. Nur wenige Passagiere klatschen, als wir im Frankfurter Flughafen landen. Sie sind Weltreisen gewohnt.

Willkommen in der Europäischen Union. Welcome to the European Union.

+++++

*Pueblo Soledad, den 1.2.2006*

*Liebe Familie,*

*Die Grenze von Melilla liegt hinter mir, ich bin in Spanien! Gestern habe ich mein erstes Gehalt bekommen. Die Hälfte des Geldes liegt dem Brief bei. Ich wohne in einer*

*Holzhütte, direkt hinter dem Weinstock, auf dem ich arbeite. Zuerst wollten sie mich nicht nehmen, sie sagten, ich sei zu jung. Schließlich ließen sie mich eine Woche zur Probe arbeiten. Jetzt bin ich drin und eigentlich bin ich glücklich. Wir bekommen 20 Euro pro Arbeitstag. Das ist viel, sagt Baakir, mein Bettnachbar. Er arbeitet hier seit 15 Jahren.*

*Erinnert Ihr Euch noch an Ikaar? Ich hatte Euch von ihm geschrieben, der Hippie von Yaoundé. Er verkaufte diese selbst gebastelten Armbänder und Ketten an europäische Touristen. Ich traf ihn auf der Reise durch Kamerun und er schenkte mir ein Muschelamulett. Er wollte mit mir zusammen die Grenze überqueren, nur zum Spaß. Einmal in seinem Leben die Länder seiner Kunden kennen zu lernen, das könne ihm ja niemand verwehren. Wir hatten damals keine Ahnung.*

*Als er die Schüsse der spanischen Grenzsoldaten hörte, drehte er durch. Ich war schon auf der anderen Seite und konnte nur seine Umriss erkennen in der Dunkelheit. Er stand oben, auf der letzten Leitersprosse. Ganz ruhig durch den Stacheldraht hindurchzwingen, rief ich ihm zu. Er versuchte, drüber hinwegzuspringen. Sein Körper flog einen Meter hinab und blieb dann im Zaun hängen, federte nur noch ein wenig. Es sah aus, als ob er schwebe. Ich lief zurück, um ihm herauszuhelfen. Aber die Eisenspitzen hatten sich überall in seinen Körper gebohrt und wollten ihn nicht loslassen. Dann kamen die Soldaten. Ich ließ ihn zurück.*

*Auch mir hätte das passieren können! Aber es ist lange her. Mir geht es gut und ihm sicherlich auch, egal, ob er noch in dieser Welt lebt, oder in einer anderen.*

*Wie geht es Euch? Hat sich Großvater von seiner Krankheit erholt? Ist Kayla mittlerweile verheiratet? Zuka erzählte mir damals von seinen Absichten. Er wäre auch finanziell eine gute Partie, oder nicht? Wenn es eure Lage erlaubt, würde ich mich sehr über einen Brief von Euch freuen!*

*Tausend Küsse und Umarmungen!*

*Euer Imara*

+++++

Der Bus kommt immer pünktlich. Wasser fällt vom Himmel, den ganzen Tag. Menschen gehen, selbst mitten in der Nacht auf einer einsamen Kreuzung, nur bei Grün über die Ampel. Viele haben Kopf- oder Rückenschmerzen. Ich bin zurück in Deutschland.

Ich laufe durch Berlin. Ein Türke kommt mir entgegen, zumindest denke ich, dass er Türke ist. Er sieht so aus. Vielleicht hat er bloß türkische Vorfahren? Dann denke ich

daran, dass andere Menschen jetzt einen Schritt zur Seite gehen würden, weil sie Vorurteile gegen Türken haben und ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen und so normal zu sein wie immer.

Die Türkei gehört nicht in die EU, sagt mein Vater, denn das sei eine zu starke Belastung, finanziell und kulturell. Mein Großvater nickt und sagt, das Boot ist voll. Ich bin zu müde, um zu widersprechen. Nachts in der Disko, ich bin betrunken, laufen mir Tränen über die Wange, als ich den kahlrasierten Türsteher sehe, der zwei Schwarze abweist. Ein Freund klopf mir auf die Schulter.

Am nächsten Tag spucke ich den Nazis in der Fußgängerzone vor die Füße und werde beinahe zusammengeschlagen. In einem ihrer Flyer lese ich, dass die Osterweiterung vor allem dem kleinen Mann geschadet hat, dem kleinen Mann in Deutschland. Ich frage einen Graukopf mit Schnäuzer, ob denn der kleine Mann in Polen weniger wert sei. So kann man nicht denken, sagt er. Irgendwo müsse man eben einen Mittelweg finden, zwischen Nächstenliebe und Eigenliebe. Denn sonst... könne ich ja gleich ins Kloster ziehen und meinen Besitz verschenken. Oder mich am besten vom Hochhaus stürzen, um niemandem mehr den Platz wegzunehmen. Und will ich das?

+++++

*Pueblo Soledad, den 7.3.2006*

*Liebe Familie,*

*Es tut mir Leid solche Nachrichten von Euch lesen zu müssen. Ist die Entscheidung denn endgültig? Bestimmt braucht die Firma nächstes Jahr wieder mehr Arbeitskräfte. Ich verstehe das nicht. Er sagt, dass er Euch nicht mehr bezahlen kann, weil seine Produkte sonst der Konkurrenz nicht mehr standhalten? Aber hier in Europa gibt es Bauernhöfe, deren Mitarbeiter ein weitaus höheres Gehalt bekommen, und es scheint trotzdem zu funktionieren.*

*Auch ich werde mir eine neue Arbeit suchen müssen. Ich werde versuchen, nach Frankreich zu reisen. Mein Chef will keine Illegalen mehr einstellen, es ist ihm zu riskant. Er nennt uns Illegale, wahrscheinlich weil wir keinen europäischen Pass haben. Denn geklaut habe ich nie!*

*Und unsere Familie ist schon durch ganz andere Schwierigkeiten gekommen! Es freut mich zu hören, dass die Heiratsvorbereitungen laufen. Zuka wird seine Frau sicherlich nicht verhungern lassen! Ich melde mich sobald wie möglich, hoffentlich dann auch wieder mit einer festen Adresse. Lange halte ich es nicht aus, ohne Briefe von Euch!*

*Tausend Küsse und Umarmungen, auch an Zuka!*

*Euer Imara*

+++++

Klassenfahrt nach Paris, obwohl die meisten lieber nach Amsterdam gefahren wären. Der Flug dauert kaum zwei Stunden. Die Burger von McDonalds schmecken hier genauso wie in Deutschland, genauso wie in Argentinien. Nachdem wir acht Stunden durch den Louvre gehetzt sind, tun mir die Füße weh. Doch man muss das gesehen haben, sagen meine Freunde. Am Abend trinke ich Bier aus Weingläsern. Auf den französischen Münzen sind andere Symbole, aber die hatte ich schon vorher in Deutschland gesehen.

Am nächsten Morgen frühstücken wir in der Herberge. Cornflakes, die viel zu schnell weich werden. Ein hartgekochtes Ei, ein blasses Brötchen, das in alle Richtungen krümelt, als ich es aufschneide. Vergeblich suche ich Baguettes und Croissants. Später sitzen wir an der Seine und winken den Touristen auf den Booten zu, schon wieder alte Frauen mit Make-up. Einem der Obdachlosen gebe ich mein letztes Geld, vielleicht, weil ich zuviel Schminke gesehen habe.

+++++

*Paris, den 3.4.2006*

*Liebe Familie,*

*Je weiter ich nach Norden reise, desto trauriger sind die Gesichter der Menschen. Schon in Spanien war ich erschrocken, doch hier oben ist kaum noch ein Lächeln zu sehen. Es muss am Regen liegen. Ich kann keinen anderen Grund finden, denn eigentlich scheint es den meisten Menschen hier gut zu gehen. Ein französischer Bauarbeiter hat mir erzählt, dass selbst die Menschen ohne Arbeit hier noch ein Gehalt bekommen, selbst dann, wenn sie gesund sind! Und das Geld reicht zum Leben, sagen sie. Aber dafür muss man einen europäischen Pass haben.*

*Ein wenig bedrückt mich die Einsamkeit. In Spanien ging ich einmal in eine Bar, direkt nachdem ich mein erstes Gehalt bekommen hatte. Der Mann hinter der Theke blickte nicht auf, als ich ein Bier bestellte und ich musste meine Bestellung dreimal wiederholen. Vielleicht habe ich auch bloß eine schlechte Aussprache. Aber als ich ausgetrunken hatte, kam er hinüber und sagte, ich müsse nun gehen oder ein neues Bier kaufen. Dafür hatte ich natürlich kein Geld. Es kann sein, dass ich mir all das nur*

*einbilde, vielleicht ist das hier normal und nicht böse gemeint, doch immer wieder gerate ich in solche Situationen. Der Schaffner im Zug nach Paris hat mich zweimal kontrolliert und die Frau auf dem Bahnsteig hat ihren Koffer ein Stück näher an sich herangezogen, als sie mich sah.*

*Mir ist etwas Komisches passiert. Auf einer Baustelle hatten sie mir von einem Ort erzählt, an dem es kostenlos Essen gibt. Ich streifte stundenlang durch die Stadt, fand aber nichts. Niemand konnte mir helfen, denn niemand verstand meine Sprache, und die paar Brocken Spanisch nützten mir auch nicht. Ich setzte mich, um auszuruhen, an den Straßenrand. Plötzlich gingen die Leute einen noch größeren Bogen um mich und alle hielten ihre Blicke am Boden. Schließlich kam ein blonder Junge, vielleicht in meinem Alter. Als er mich sah, blieb er stehen, kramte in seiner Hosentasche und drückte mir, bevor ich reagieren konnte, eine Münze in die Hand, einen Euro! Bestimmt ist er gefälscht, denn das Wappen auf seiner Rückseite habe ich noch nie gesehen. Und warum sollte er mir Geld geben? Sehe ich aus wie ein Bettler?*

*Ich brenne darauf, Neuigkeiten von Euch zu erfahren, doch kann Euch immer noch keine Adresse geben. Noch heute breche ich nach Berlin auf. Vielleicht gibt es dort mehr Arbeit für Leute ohne Ausweis.*

*Tausend Küsse und Umarmungen!*

*Euer Imara*

+++++

Ich bin zurück in Berlin. Am Ende der Fußgängerzone krächzt ein Rabe. Es riecht nach getrocknetem Urin. Vor mir hat sich ein Kaugummi vom Zementboden gelöst und kreist einsam im schwachen Strudel einer Pfütze. Ich bin weit weg von den fettigen Buden, nirgendwo der Geruch von Pizza, Döner oder chinesischen Reispfannen.

Ein Mann stolpert durch die Unterführung rechts von mir. Über die schwarze Haut in seinem Gesicht läuft Blut. Er hustet und fällt zu Boden. Am Ende des Tunnels steht, im Licht der Abenddämmerung, eine breite Gestalt. Sie schreit, don't you even dare try this again! Neben mir kreischt eine Frau, Dios mío. Das Echo ihrer Stöckelschuhe spukt in meinen Ohren. Ich gehe ein paar Schritte auf den Mann zu, der noch immer reglos daliegt. Ein Grasbüschel, direkt neben ihm, wächst in der Dunkelheit zwischen den Zementplatten hervor. Die Gestalt am Ende des Tunnels hat sich nicht vom Fleck bewegt, überwacht sie mich? Plötzlich steht ein Alter mit faserigem Bart neben mir, er riecht nach Schweiß und Tabak. Il ne peut pas faire ça! Er humpelt der Gestalt entgegen, stützt sich dabei immer wieder auf seinen Gehstock. Er wird langsamer und,

als er mit dem breiten Mann auf gleicher Höhe ist, bleibt er stehen. Sein Stock zittert, als er ihn anhebt. Dann senkt er ihn wieder und humpelt weiter.

Mein Kopf tut weh.

Am nächsten Morgen komme ich zurück. Niemand erwartet mich. Das Grasbüschel ist verschwunden. In einer Pfütze in der Mitte der Unterführung schwimmt ein Blatt Papier. Ich ziehe es aus dem Wasser und lese die zittrige Handschrift:

*Berlin, den 10.4.2006*

*Liebe Familie,*

*Sie haben mich ausgeraubt, kurz vor Berlin. Viel hatte ich sowieso nicht mehr. Ich war eine Woche unterwegs, die meiste Zeit bin ich an der Straße entlanggelaufen, manchmal hat mich ein Auto mitgenommen.*

*Ist es eine Sünde, Essen zu klauen, wenn ich Hunger habe? Ich weiß nicht mehr, wer mir einmal erzählt hat, dass solch ein Diebstahl in Europa sogar erlaubt ist. Jeder Mensch hat das Recht auf Leben, das gilt vor allem in Europa, also vor allem für mich. So ist es doch, oder?*

**Titel:** Bis ans andere Ende der Welt

**Genre:** Kurzgeschichte

**Autorin:** Nina Daniela Goncalves  
15 Jahre  
Ludwigshafen am Rhein

**Platzierung:** 2. Platz

## **Bis ans andere Ende der Welt**

Als ich zum ersten Mal von Europa hörte, war ich gerade sechs Jahre alt und hatte vor kurzem Lesen gelernt. Also las ich alles, was mir vor die Augen kam: Quittungen, Zutatenlisten, Werbeprospekte und vieles mehr. Es faszinierte mich, wie aus diesen Symbolen, Buchstaben genannt, Wörter, Sätze und ganze Geschichten entstehen konnten.

Es war ein kühler, windiger Tag und wie immer wurde ich von meiner Mutter vom Kindergarten abgeholt, heute im Auto. Als wir an einer roten Ampel hielten, bemerkte ich aus den Augenwinkeln etwas Großes, Leuchtendes an einer Mauer. Sofort drehte ich mich um und sah ein Werbeplakat. Der Hintergrund war blau und in fett gedruckter Schrift stand in der Mitte: **EUROPA**. Dieses Wort war von vielen goldenen Sternen kreisförmig umgeben, und ich wollte gerade lesen, was noch dastand, als die Ampel wieder auf Grün sprang und wir weiterfuhren. Europa war ein völlig fremdes Wort für mich und so tat ich das, was alle Kinder tun, wenn sie etwas nicht wissen: Ich fragte meinen Vater, als er von der Arbeit nach Hause kam. „Hm, das ist eine gute Frage, Rosa... Also, die Europäische Union besteht aus vielen Ländern, die sich zusammengetan haben, um sich gegenseitig zu helfen und zum Beispiel Krieg zu verhindern. Außerdem kann man überall in Europa mit dem Euro bezahlen und leichter in die europäischen Länder reisen.“ Meine Mutter fuhr fort: „Deutschland gehört auch zu Europa dazu, Ecuador aber nicht. Ach ja, und die Fahne von Europa ist blau mit goldenen Sternen darauf, wie das Plakat.“ Das waren ganz schön viele Informationen auf einmal, doch ich antwortete: „Das klingt gut für uns Menschen in Europa, aber... warum kann die Europafahne nicht rosa sein?“

Acht Jahre später saß ich im Sozialkundeunterricht meiner Schule und musste über diese Begebenheit lächeln. Unser Unterrichtsthema war momentan 'Die europäische Union – Ein Bund fürs Leben?', was zwar etwas seltsam klang, aber so sind Schulbücher nun mal geschrieben. Das weckte auch andere Erinnerungen in mir...

*“Mira, Rosa, lo que tengo aquí!”* Schau mal, was ich hier habe! Neugierig starrte ich auf das, was meine große Schwester in Händen hielt. Es war eine Weltkarte, an den Ecken eingerissen und staubig. „Was ist das?“, fragte ich, da ich als vierjähriges Mädchen noch nie zuvor eine Landkarte gesehen hatte. „Die hat mir tío Carlos gegeben. Das ist eine Landkarte mit allen Ländern der Welt darauf, und natürlich den

Meeren.“ Mein einziger Onkel, Carlos, hatte ein kleines Geschäft, in dem er Haushaltsgeräte und allerlei Krimskrams verkaufte. Normalerweise war er ziemlich unfreundlich und wollte kaum etwas mit uns zu tun haben, weshalb mich seine plötzliche Großzügigkeit wunderte.

„Hier leben wir, in Ecuador“, sagte Lina und zeigte mit ihrem Finger auf das kleine Land im Nordwesten von Südamerika. „Und hier“, sie bewegte den Zeigefinger in Richtung Nordosten über eine große blaue Fläche hinweg, bis er wieder auf Land stieß, und etwas weiter, „ist Deutschland“. Leicht verwirrt fragte ich sie: „Ist das wichtig?“ Da geschah etwas, was ich bis dahin noch nie gesehen hatte: Meine große, starke Schwester, die immer so gut es ging für mich und meinen siebenjährigen Bruder Pedro gesorgt hatte, fing an zu weinen. Erschrocken starrte ich sie an und sagte zögernd: „Lina? Was...?“ Und dann fing auch ich an zu schluchzen. Sofort beruhigte sie sich wieder und nahm mich in den Arm. „Weine nicht, meine Kleine! Ich werde dir alles erklären.“ Mit einem Seufzer, der aus den tiefsten Tiefen ihres Inneren zu kommen schien, begann sie: „Weißt du, Papa hat dich schon vor einem halben Jahr zur Adoption freigegeben. Das heißt, dass jemand anderes, der besser für dich sorgen kann, dich als Tochter bei sich aufnehmen wird. Jetzt wurde ein Ehepaar in Deutschland gefunden, das dich adoptieren möchte.“ Es dauerte eine Weile, bis ich die Tragweite dieser Aussage verstand, doch dann rief ich: „Aber ich will hier nicht weg! Und neue Eltern will ich erst recht nicht!“ „Ich bin auch sehr traurig darüber, aber dort wird es dir viel besser gehen als hier in Quito. Und du weißt bestimmt auch, warum es dir hier nicht gut geht.“ Ja, das wusste ich. Selbst in diesem Alter verstand ich schon vieles, und Lina hatte es mir auch oft genug erzählt. Ich wusste, dass meine Mutter viel zu früh gestorben war, bei meiner Geburt, weswegen ich sie nur von Fotos kannte. Ich wusste, dass Papa seit diesem Ereignis angefangen hatte zu trinken und seine Arbeit verloren hatte. Ebenso wusste ich, dass Lina früh die Schule abgebrochen hatte um zu arbeiten und sich um Pedro und mich zu kümmern. Vater war kaum noch zu Hause, und wenn, dann war er oft aggressiv und schlug uns manchmal.

An anderen Tagen wiederum fand er für kurze Zeit einen Job, kam in Feierlaune nach Hause, nannte mich seine *princesa* und kaufte uns Süßigkeiten. Doch bald war auch dieses Geld wieder in einer Kneipe ausgegeben. Ich dachte daran, wie wir oft mit knurrendem Magen ins Bett gegangen waren und wie sich dann ein nagendes Gefühl einstellte. Ich erinnerte mich, wie wütend Pedro manchmal war, weil er so schäbige Schulsachen und nur einen zusammengeflackten, alten Rucksack hatte. Letzten Winter waren wir beide mit löchrigen Schuhen umhergelaufen und hatten ständig durchweichte Socken gehabt. Neidisch beobachteten wir oft Kinder in schönen, bunten

Kleidern, die mit ihren Eltern ins Restaurant gingen. Doch ich wusste auch, dass wir nicht die Einzigen waren, die so etwas erleben mussten. Es gab viele andere arme, hungrige Menschen.

Ernst sah ich meine Schwester an, dachte an meinen lieben Bruder, der gerade in der Schule war, und sagte drei entscheidende Worte: „Ja. Ich verstehe.“

Die alte Weltkarte habe ich auch heute noch. Lina gab sie mir einige Tage später, bevor ich in das Flugzeug nach Deutschland stieg, zusammen mit einem Foto aus glücklicheren Zeiten und den Worten: „Vergiss nie, dass es am anderen Ende der Welt jemanden gibt, der dich liebt.“ Auf dem Foto waren meine damals mit mir schwangere Mutter, mein lächelnder Vater, Lina und Pedro zu sehen.

„Rosa, hast du die Hausaufgaben mitgeschrieben?“ Aufgeschreckt sah ich meine Lehrerin an, die plötzlich vor mir stand und antwortete schnell: „Äh, ja ... Natürlich.“

Als ich dann schließlich auch die restlichen Stunden überstanden hatte, war ich ziemlich froh. Wieder zu Hause, holte ich erstmal die Weltkarte und das Foto aus einer Schublade und betrachtete beides nachdenklich. Eigentlich war ich schon etwas traurig, dass ich meine Familie in Ecuador verloren hatte, aber jetzt waren schon so viele Jahre vergangen und ich hatte meine neuen Eltern sehr lieb gewonnen. Außerdem wusste ich, dass es mir in Europa viel besser ging, als es dort jemals möglich gewesen wäre. Dann ging ich in die Küche, um meine Mutter zu begrüßen: „Hallo, Mama!“ „Oh, hallo Rosa! Wie war's in der Schule?“, fragte sie, während das Essen auf dem Herd vor sich hin brutzelte. „Etwas anstrengend, aber sonst gut. Unsere Französischlehrerin hat uns von einem bundesweiten Fremdsprachen-wettbewerb erzählt und ich denke, ich mache auch mit.“ „Wirklich? Das klingt gut, und du bist ja sowieso ein Sprachtalent.“ Darin hatte sie Recht. Als ich in Deutschland angekommen war, fiel es mir nicht sehr schwer mich im Kindergarten zu integrieren und die Sprache zu lernen. Es hatte mir aber auch geholfen, dass meine Mutter Spanisch studiert hatte und sich somit mit mir in der Sprache meiner Heimat unterhalten konnte. Ich redete immer noch oft mit ihr auf Spanisch, um es nicht zu verlernen. Wir machten uns ab und zu einen Spaß daraus meinen Vater zu ärgern, weil er zwar etwas, aber nicht alles von dem verstand, was wir dann sagten. Später kamen auf dem Gymnasium auch noch Englisch und Französisch dazu, was mir sehr leicht zu lernen fiel. Ich erzählte weiter: „Wir müssen eine Sprache wählen, in unserem Fall Französisch, und dann verschiedene schriftliche und mündliche Aufgaben in dieser Sprache lösen.“ Lächelnd antwortete meine Mutter: „Na, dann wünsche ich dir schon mal viel Glück!“

Ich schaffte es dann tatsächlich einen ersten Platz zu ergattern und gewann ein Wörterbuch, eine schöne Urkunde und etwas Geld. Doch in solchen Dingen ging es mir nicht nur darum, es machte mir einfach Spaß, täglich in der Schule und auch zu Hause etwas einer anderen europäischen Kultur zu spüren, mehrere Sprachen zu sprechen und andere Länder kennen zu lernen. Immer wieder kam ich in Berührung mit diesem Wort, das mich als Sechsjährige so interessiert hatte: Europa.

Und ich freute mich, dass ich ein Teil davon sein konnte. Teil einer Union, in der man Meinungs-, Religions- und Pressefreiheit genießt, in der die Menschenrechte galten und wo sich einem so viele multikulturelle Möglichkeiten eröffneten. All das, wusste ich aus eigener Erfahrung, war nicht überall selbstverständlich.

In den nächsten Jahren verstärkte sich dieses Gefühl immer mehr bei mir, durch einen Englandaustausch, das Teilnehmen an einem deutsch-französischen Journalismuswettbewerb, viele Reisen und andere Dinge. Und eines Tages wusste ich, was meine Zukunft als Europäerin mir bringen würde und was ich tun wollte, um etwas zur Europäischen Union beizutragen. „Ich will Botschafterin werden, Papa.“ „Hm, da hast du dir ein hohes Ziel gesetzt, mein Schatz, aber ich bin sicher, du schaffst es.“ Interessiert sah mich mein Vater an, als ich hinzufügte: „Mir ist klar geworden, dass ich einfach politisch und sozial in der Europäischen Union mitwirken möchte. Mit anderen Kulturen zu tun haben, Hand in Hand arbeiten, Deutschland vertreten und einfach nur Solidarität zeigen. Denn das ist es, was diese Union ausmacht.“

**Titel:** Mein Europa der Grenzen

**Genre:** Essay

**Autor:** Hans-Christian Riechers  
23 Jahre  
Freiburg

**Platzierung:** 3. Platz

## Mein Europa der Grenzen

1

In seinem zusammen mit Juri Andruchowytch veröffentlichten Essayband *Mein Europa* bestimmt der polnische Autor Andrzej Stasiuk *sein* Europa, indem er eine willkürliche geographische Methode improvisiert. Er braucht dazu eine Europakarte und einen Zirkel. Die Nadel des Zirkels steckt er auf der Karte dort ein, wo sein Wohnort Wołowiec verzeichnet ist; die Seite mit der Bleistiftmine stellt er auf Warschau, die Stadt seiner Geburt. Die räumliche Differenz entspricht etwa dreihundert Kilometern. Jetzt zieht er den Kreis um seinen Wohnort und findet *sein* Europa umrissen: das südöstliche Drittel Polens, fast die ganze Slowakei, ein bisschen Tschechien, große Teile Ungarns und Rumäniens, viel Ukraine und etwas Weißrussland.

Subjektiver kann die Bestimmung dessen, was Europa sei, kaum ausfallen. Dieser geographische Raum hat zum Beispiel mit dem meinen, wenn ich dieselbe Methode anwende, nichts zu tun. (Freiburg, wo ich lebe, liegt von Hannover, woher ich stamme, ca. fünfhundert Kilometer Luftlinie entfernt. Aber fünfhundert Kilometer sind schon eine ganz andere Entfernung als dreihundert. Wenn ich mit dem Zug oder dem Auto nach Hannover reise, ist das keine Spazierfahrt mehr, im Gegensatz zu den knapp dreihundert Kilometern Ausflugstour im badischen Rheintal nach Heidelberg. Ich halte mich also an Stasiuks Dreihundert-Kilometer-Glücksgriff.)

Mein so bemessenes Europa ergibt: Süddeutschland und den Westen Frankreichs, ganz Luxemburg, kaum mehr als einen Gruß aus Belgien, die Schweiz samt Liechtenstein, je ein Bröckchen Italien und Österreich. Mir geht diese Bestimmung nahe, ich kann sie auf eigentümliche Art teilen. Es ist eine Bestimmung, die meine gelebte europäische Wirklichkeit wiedergibt. Ich empfehle jedem, sie nachzumachen, um sein Europa zu ertasten.

2

Dieses gelebte, jedem nahe Europa liegt scheinbar ferner als das andere Europa, das mediale, das touristische und das politische. Der Raum Europa fällt also, so behaupte ich, wesentlich entzwei. Das andere Europa ist das der Nachrichtenkorrespondenten aus „Brüssel“ (das ist nicht die Stadt Brüssel, sondern die Vorstellung „Brüssel“, sie steht zugleich für Straßburg, Luxemburg, Frankfurt; für die Sitze europäischer

Institutionen), das der billigen Flugreisen nach Mallorca, Nizza und Antalya, das der Auslandsstipendien, die jedes Jahr Tausende von Studenten aus ganz Europa in Trendmetropolen wie Barcelona, Stockholm und Paris senden, wo sie mit anderen europäischen Studenten auf englisch Cocktails bestellen und die nationalen Eigenheiten getrost nivellieren können: „Wir sind alle irgendwie ähnlich“ (wir wollen alle feiern und nebenbei irgendeinen Job ergattern), „also sind wir Europäer“.

3

Zurück zu dem nahen, fernen Europa. In einem Gebiet von dreihundert Kilometern Durchmesser, wie Stasiuk es umreißt, kann ich an einem Tag bequem mit dem Zug oder mit dem Auto reisen. Dreihundert Kilometer in einer Richtung sind nicht viel, wenn ich sie nur erreichen will. Aber wenn man sie abtastet, diese dreihundert Kilometer Strecke, sind sie schier unendlich: große und kleine Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen, Klöster, Höfe, Industriegebiete, Orte, die ich aus Geschichtsbüchern kenne, Berge, Wälder, Flüsse, Bäche. Unzählige Menschen arbeiten ständig in dieser Gegend, sie befindet sich in unausgesetzter Bewegung. Und ich spreche von Strecken. Es geht ja nicht um Strecken, sondern um einen Raum von dreihundert Kilometern in jeder Richtung! Ich kann auf einer solchen Strecke mehrere Sprachgrenzen durchqueren, von Dialektgrenzen ganz zu schweigen. Und die badische Bäuerin, die mir unter dem Vordach ihres Hofes Unterschlupf vor einem Gewitter gewährt, der Basler Busfahrer, der mit aufgeregt erklärt, dass man in der Schweiz erst die Billets löse und dann die Fahrt antrete, die Vorarlberger Gastwirtin, die mir auf Kosten des Hauses ein Achtel Wein hinstellt, damit ich mich auch wohlfühle in ihrer kleinen Pension, der alte Plastiker im lombardischen Como, der mir stolz seine Skulpturen zeigt, der Elsässer Bäckerjunge, der sich nicht entschließen kann, mich auf deutsch anzusprechen, obwohl er es noch eben mit seiner Mutter gesprochen hat – sie alle sind meine Mitbewohner: wir sind Europäer.

Es ist ein Europa der Grenzen, was ich hier beschreibe, aber der Grenzen nicht mehr im alten Sinn, als Grenzen Einschränkungen der Bewegung und der Freiheit bedeuteten. Dieser konventionelle Sinn von Grenzen weicht heute in Europa zugunsten eines positiven Extrems dessen, was Grenzen bedeuten können. Die Grenzen in diesem Europa sind wirklich imstande, die Staaten aufzulösen, nicht konstitutionell, sondern in der gelebten Wirklichkeit: sie verbinden Nachbarn in ihren Regionen miteinander. Der Prozess der Regionalisierung und Dezentralisierung hat mittlerweile in Europa weitaus mehr kulturelle Folgen als bloß die Neugliederung von

Verwaltungseinheiten. Die Einwohner der Regionen orientieren sich an den Grenzen und überschreiten sie täglich, arbeitende Pendler wie Ausflügler. Europa ist an diesen Grenzen gegenwärtiger als anderswo. Mein geographischer Posten ist an den Grenzen viel enger mit Europa verbunden als am Terminal beliebiger Flughäfen, die mich unvermittelt dorthin bringen, wo plötzlich die Lufttemperatur zehn Grad mehr beträgt als an dem Ort, an dem ich ins Flugzeug gestiegen bin.

4

Überraschungen dieser Art hält das andere Europa bereit, das der Touristen. Das sind nicht andere Menschen, sondern das bin auch ich, aber in einem anderen Zustand, der zwar auch europäisch ist, in dem ich Europa aber gar nicht wahrnehme. Ich bin darin Tourist im Irgendwo, sehe mich an Orte versetzt, ohne die Distanz gespürt zu haben, ohne den Wechsel der Landschaften wirklich gesehen zu haben. Ganz anders als auf einer schier endlosen Fahrt an den Vogesen vorbei durch Lothringen, den Argonnerwald und die Ackerwüste der Champagne, um bei einem Umzug in Paris zu helfen.

Schlimmstenfalls muss ich mich auf nichts anderes einstellen als auf mehr Sonne und einen Strand; oder auf kostspieligere Bars, in denen ich aber zum Glück noch mit meinen Euros bezahlen kann und mich nicht auf kompliziertes Umrechnen einlassen muss; oder auf ein aus dem Zusammenhang meines Lebens gerissenes Kulturprogramm aus phantastischen Schlössern, Tempeln, Klöstern, die ich nie wieder in meinen Gedanken auftauchen sehen werde außer im Modus der unvermittelten „Reiseerinnerung“ – schlimmstenfalls, wie gesagt.

Schlimmstenfalls höre ich in den Nachrichten davon, dass die europäische Zentralbank die Leitzinsen erhöht, und kann aufgrund meines geringen finanzwissenschaftlichen Sachverstandes nicht ermessen, ob es meine Situation überhaupt verändert. Ich kann nur darüber spekulieren, ob es mich vielleicht in die Armut gestürzt hätte, wäre diese Erhöhung nicht beschlossen worden. Oder ob mit ihr vielleicht die Armut anderer noch fester betonierte wird. Ebenso höre ich von Auflagen, die französischen Käsereien ihre traditionellen Rezepturen verbieten und Moselwinzern ihre kleinen Verfeinerungen am Wein, den sie doch von mir aus verbessern oder verschlechtern sollen, so viel sie möchten. Was ist an diesen Informationen europäisch? Sie sind durch und durch europäisch, denn wo sonst sind sie denkbar, wenn nicht in Europa? Und zugleich haben sie mit dem gelebten Europa nichts zu tun.

Schlimmstenfalls verbringe ich ein *gap year* in einem anderen Land, kehre zurück und denke an diese Vergangenheit wie an etwas, das ein schöner Traum war, vielleicht auch etwas, das mit meiner Biographie zu tun hat, aber nichts mit dem Leben in meiner Heimat. Das Europa der Grenzen hingegen *ist* meine Heimat.

5

Wir sind Europäer, unsere gemeinsamen Grenzen sind an drei Seiten das Meer und im Osten ungewiss; unsere gemeinsame Währung ist der Euro, und manchmal ist es das Pfund oder die Krone oder der Złoty; unser gemeinsames Interesse ist die Friedenssicherung, und manchmal ist es dann doch die Durchsetzung unserer kleinen Vorteile; unsere gemeinsame Geschichte ist ein Haufen von Kriegen, Rangeleien, Thronstreitigkeiten, Kolonialfragen, Philosophien, Ideologien, Konfessionen, Revolutionen, Hungersnöten und Symphonien. Nie waren wir alle daran beteiligt, meistens waren es Nachbarn, die voneinander lernten, ob sie nun gerade Kontrahenten waren oder gemeinsame Sache machten.

Die deutsch-spanische Geschichte zum Beispiel ist für zwei so große europäische Völker, die jedes für sich den Historikern immer viel zu schreiben gegeben haben, erstaunlich knapp auf eine handvoll Ereignisse zusammengefasst, sei es das gemeinsame Regiertwerden unter einem Habsburger Kaiser und König im sechzehnten Jahrhundert, seien es die Internationalen Brigaden und die Operation Condor im spanischen Bürgerkrieg: es bleibt bei – zwar durchaus bedeutenden – Schlaglichtern ohne Kontinuität. Ein grundlegender Wandel dieses flüchtigen Verhältnisses ist trotz beträchtlicher gradueller Fortschritte in Kommunikation und Mobilität nicht auszumachen. In Wuppertal wird eine Paella gekocht, während in Alicante ein Taxifahrer die Begrüßungsformel „Guten Tag! Wohin?“ auswendig lernt. Dass diese Art der kontinentalen Verbindung vom anderen gerade so viel kennen lernt, wie schon vorher bekannt war, ist eine Binsenweisheit. Auf kürzere Distanz im Alltag, wie sie Grenzregionen charakterisieren, kann man mit solchen Klischees vom anderen schlecht operieren, will man mit ihm ein gutes Auskommen haben, wie es der heutige Charakter der europäischen Grenzen erst möglich macht.

Wer bewusst an den Grenzen lebt, macht sich sein eigenes Bild vom anderen und formt damit nebenbei das Bild von Europa. Die Deutschen werden von den Schweizern daher gern nach den Schwaben benannt, von den Franzosen nach den Alemannen; jeder orientiert sich an dem, den er selbst wirklich kennt und nicht nur von Stippvisiten und vom Hörensagen.

6

Europa ist ein heterogener Kontinent, der an seinen Grenzen zusammengehalten wird. Sie sind der Kitt, der aus einer wirtschaftlichen Zweckgemeinschaft eine Identität formt. Fernreisen tun dem selbstverständlich keinen Abbruch. Aber ebenso wenig machen sie in ihrer großen Masse das gelebte Europa aus. Weit mehr als der Tourismus drückt die Migration Europa in dieser Zeit ihr Siegel auf. Aber gerade Migrationsidentitäten sind Teil eines Europa, das sich von den nationalen Identifikationen löst, um an seinen Grenzen spontanere Identitäten zu entwerfen.

Aus diesem Grund sind die Versöhnungsgesten zweier deutscher Staatsmänner in Polen und in Frankreich so wichtig gewesen für diesen Kontinent: in beiden Fällen hatten Grenzen einmal Feindschaft bedeutet, die den Kontinent zerriss, waren Grenzen der Welt geworden, Grenzen des Lebens: das negative Extrem, in das Grenzen umschlagen können.

Wir, Stasiuks Polen, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Weißrussen, Ukrainer und Rumänen, meine Deutschen, Franzosen, Belgier, Luxemburger, Schweizer, Liechtensteiner, Österreicher und Italiener verwirklichen heute das positive Extrem dieser Grenzen.

Ich lade jeden ein, den Zirkel zur Hand zu nehmen und zu schauen, wo er sich eigentlich befindet. In Europa, ganz gewiss, aber in welchem?

**Titel:** Das andere Europa

**Genre:** Kurzgeschichte

**Autorin:** Lena Thomer  
19 Jahre  
Castrop-Rauxel

**Platzierung:** 4. Platz

## Das andere Europa

Laura ist müde, total erschöpft. Schließlich war heute ein langer Tag. Schon früh morgens hat sie mit Tom und Maren den Infostand aufgebaut. Aufklärungsarbeit wollten sie leisten, „Neue Chancen im geeinten Europa“ aufzeigen. Doch die meisten Passanten wollten davon gar nichts hören. „Neue Chancen?!“, höhnten viele. „Dass ich nicht lache! Was hab’ ich denn davon, wenn die Ausländer wegen der EU leichter hierher kommen und unsere Arbeit klauen können?“ Nicht nur eine empörte Erzählung über Verwandte, Bekannte oder Nachbarn, die ihren Arbeitsplatz an „dahergelaufene Polacken“ verloren haben, mussten sie sich anhören. Ganz zu schweigen von den ganzen Schimpftiraden auf „Verbrecherbanden aus dem Osten“, die die Reisefreiheit gnadenlos für Raubzüge ausnutzen. Ergänzt wurde alles durch die Stimmen, die die EU-Politiker schlichtweg als nutzlos und handlungsunfähig bezeichneten. „Die spucken doch nur große Töne und am Ende kommt eh nichts dabei raus, was mir als Bürger weiterhilft. Also bleiben sie mir vom Leib mit Ihrem EU-Gesülze!“

Je länger Laura den vergangenen Tag Revue passieren lässt, desto mehr Wut steigt in ihr auf. Kaum ein Passant hat auch nur einen der drei Europastudien-Studenten aussprechen lassen. Dabei hatten Laura und ihre Kommilitonen so viel Zeit in die Gestaltung verständlicher Infotexte investiert. Europapolitik wollten sie erklären, über die Vorgänge in Brüssel informieren, Angst vor der viel diskutierten „EU-Verfassung“ nehmen. Und dann haben diese Mächtgern-Fachmänner und -frauen mit ihren Halbwahrheiten und Vorurteilen alles zunichte gemacht! An Aufklärungsarbeit war gar nicht mehr zu denken. Vielmehr wurden Laura, Maren und Tom vollständig in die Defensive gedrängt und mussten gebetsmühlenartig versuchen, die sich ständig wiederholende „Europakritik“ mit vernünftigen Argumenten zu widerlegen, die jedoch zumeist im Schwall der Widerworte untergingen.

„Jetzt bringen diese Idioten mich auch noch um meinen wohlverdienten Schlaf! Reicht es nicht, dass sie mir tagsüber den letzten Nerv geraubt haben?“ Doch es hilft nichts: je länger Laura nachdenkt, desto wütender wird sie. An Schlaf ist gar nicht zu denken, so stark kreisen ihre Gedanken noch um den Auftritt der zahllosen Europagegner am Infostand – und um deren Anschuldigungen.

Mit der Zeit erwachsen aus der Wut erste Zweifel. „Waren die Gegner nicht eindeutig in der Überzahl? Wie kommt es, dass die Mehrheit der Passanten dem geeinten Europa so negativ gegenübersteht? Hört sich das alles vielleicht nur in der Theorie gut an, die

wir in Vorlesungen und Seminaren lernen? Verkenne ich in meinem jugendlichen Idealismus Probleme, die das ‚neue Europa‘ im alltäglichen Leben aufwirft?“

Diese neuen Gedanken, die Lauras Kopf nun durchstreifen, lähmen in ihr nicht nur die Wut, sondern auch ihren Enthusiasmus, sich für das neue Europa ohne Grenzen einzusetzen. Eine gewisse Hoffnungslosigkeit macht sich breit, die langsam auch die Müdigkeit in Laura wieder aufkommen lässt. „Können sich so viele Menschen irren?“, ist Lauras letzter Gedanke, bevor sie einnickt.

Augenblicke später klopft es ans Fenster. Sofort ist Laura hellwach und macht sich auf die Suche nach der Quelle des Geräusches. Sie springt aus dem Bett, tritt ans Fenster – und stutzt. Auf dem Gehweg vor dem Fenster steht ein stattlicher Stier, der – was die ganze Erscheinung noch absurder macht – ein weiß gekleidetes Mädchen auf seinem Rücken trägt. Doch Laura kommt die Situation nur im ersten Moment seltsam vor. Sobald das Mädchen ihre Stimme erhebt, ist die Überraschung wie weggeblasen; alles erscheint ganz selbstverständlich.

„Hallo Laura“, sagt das Mädchen klar und deutlich, „ wir holen dich für einen Ausflug ab. Steig schnell auf!“ Laura zögert keine Sekunde; im Nachthemd klettert sie aus dem Fenster direkt auf den Rücken des Tieres.

Es ist eine sternenklare Sommernacht. Kaum, dass Laura einen festen Sitz gefunden hat, setzt der Stier sich in Bewegung. Schneller und schneller läuft er durch die einsamen Straßen. Das Mädchen spricht während der ganzen Zeit kein weiteres Wort. Plötzlich setzt der Stier zu einem Sprung an. Doch er kommt nicht wieder auf dem Boden auf; stattdessen steigen sie höher und höher. Die Lichter der Stadt schrumpfen immer mehr zusammen, bis sie nur noch einen einzelnen erleuchteten Fleck am Erdboden darstellen, der sich immer weiter entfernt. Drumherum tauchen weitere Lichtpunkte auf. Doch mit einem Mal kann Laura weit unter sich auch Linien aus Licht erkennen. Wie ein grobmaschiges Netz erstrecken sich dort unten Lichterbahnen, die zunächst keine klare Struktur ergeben. Erst mit zunehmender Höhe erkennt Laura zweifelsfrei, dass diese Linien etwas nachzeichnen, das ihr nur allzu bekannt vorkommt: es sind die Grenzen der europäischen Staaten! Der Stier ist so hoch aufgestiegen, dass Laura unter sich ganz Europa überblicken kann, wie auf einer Landkarte. Aber woher kommt bloß dieses Licht?

Bevor Laura die Frage aussprechen kann, erhebt das geheimnisvolle Mädchen ihre Stimme. „Was du dort unten siehst, ist das ‚andere Europa‘; was von hier oben friedlich und geradezu märchenhaft aussieht, ist in Wahrheit ein brutales Sicherheitssystem.“ Bei diesen Worten zieht das Mädchen mit dem Finger eine der erleuchteten Bahnen nach. „Die Grenzen kannst du nur so gut erkennen, weil sie europaweit von

Hochleistungsstrahlern Nacht für Nacht taghell erleuchtet werden. Alle Grenzen sind zu Hochsicherheitsanlagen aufgerüstet worden. Die wichtigsten Merkmale des ‚anderen Europas‘ sind nämlich Abgrenzung und Konfrontation. Jeder Staat will die eigene Bevölkerung vor ‚schädlichen‘ Fremdeinflüssen schützen und vor der ‚Negativbeeinflussung‘ durch andere Kulturen bewahren. Genau das predigen die Politiker dort unten und pflanzen es in die Köpfe der Bürger. Jeder Staat agiert vollkommen unabhängig von seinen Nachbarstaaten: Es findet kein Handel zwischen den europäischen Ländern statt, es gibt keine allgemeingültigen Bestimmungen und kaum Reisemöglichkeiten. Regieren in deinem Europa Verständigung und Austausch, so ist es hier die Ablehnung. Ähnlich sähe übrigens auch dein Europa aus, wenn es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht die entscheidenden Annäherungsprozesse gegeben hätte, die euer aller Leben heute so bereichern.“ Nun wendet das Mädchen sich auf dem Rücken des Stieres um und schaut Laura direkt in die Augen. „Ich habe die Zweifel gespürt, die dir heute Abend kamen. Deswegen habe ich dir das ‚andere Europa‘ gezeigt. Möchtest du in einer Welt wie der dort unten leben? Kannst du zulassen, dass der Wunsch nach einer solchen Welt sich in den Köpfen vieler Europäer festsetzt, weil sie durch falsche Informationen und fehlende Berichterstattung fehlgeleitet werden? Das ‚neue Europa‘ braucht Menschen, die sich für seine Einigung begeistern, die überzeugt davon sind, die es schaffen, andere Menschen mit ihrem Enthusiasmus mitzureißen – Menschen wie dich, Laura. Ohne den Rückhalt in der Bevölkerung wird die europaweite Politik in Zukunft verkümmern und tatsächlich handlungsunfähig werden.“ Das Mädchen dreht sich wieder herum und wirft einen langen Blick über die Welt zu ihren Füßen. „Wie das Schwert des Damokles hängt dieses ‚alte Europa‘ über euch. Noch ist es nur eine böse Vision, aber denke daran: Vor Jahren war dies alles auch bei euch Realität! Alle Europäer müssen begreifen, dass Einigung nicht den Untergang ihrer eigenen Kultur bedeutet, sondern vielmehr Bereicherung und Vielfalt. Nur so kann das ‚neue Europa‘ bestehen bleiben.“ Der Stier, der in den letzten Minuten weite Kreise gezogen hat, geht nun in einen steilen Sinkflug über. Schneller und schneller rasen sie auf den Erdboden zu. Als das Tier mit einem Mal einen engen Bogen beschreibt, geschieht es: Laura rutscht vom Rücken des Tieres und fällt in die Dunkelheit. Seltsamerweise spürt sie keine Angst. Sie schließt nur die Augen – und als sie sie wieder öffnet, liegt sie in ihrem Bett. Das Zimmer ist in das fahle Licht der Morgendämmerung getaucht. Alles sieht genau so aus, wie es auch am Abend zuvor ausgesehen hat. Von Stier und Reiterin fehlt jede Spur.

Dennoch fühlt Laura sich verändert. Der alte Enthusiasmus, sich für das neue, das geeinte Europa stark zu machen, ist wieder da. Ganz egal, ob das nun ein Traum war oder irgendetwas Übersinnliches, was sie in der letzten Nacht erfahren hat; es hat seinen Dienst getan. Voller Elan geht Laura hinüber zu ihrem Schreibtisch und schlägt den Deckel eines der Fachbücher auf, die sie für ihr Studium benötigt. Sie blättert einige Seiten um und findet das, wonach sie gesucht hat: IN VARIETATE CONCORDIA (dt. In Vielfalt geeint) steht dort geschrieben, der Wahlspruch der Europäischen Union. „Dieser Gedanke muss in die Köpfe aller Europäer gelangen“, sagt Laura laut, greift zum Laptop und beginnt mit der Gestaltung eines neuen Flugblattes.

**Titel:** Europa endet nicht an den Bergen

**Genre:** Essay

**Autorin:** Nina Klemm  
24 Jahre  
Tettau-Langenu

**Platzierung:** 5. Platz

## Europa endet nicht an den Bergen

„Meine Region und Europa“: Was ist meine Region, was macht sie aus, wo nimmt sie ihren Anfang und ihr Ende? Aus der Schulzeit fällt mir ein: regio, regionis femininum. Das Lateinische prägend für Europa, seine Schrift, Sprache, Kultur. In meiner Region ruft man sich gerne „servus“ zu und meint damit nicht seinen Sklaven. Sklaven gibt es hier nicht mehr, auch keine Leibeigenen, auch so eine Errungenschaft Europas. Das nächste Problem: Was ist Europa? Wie weit dehnt es sich aus? Kam Europa auf ihrem Stier am Bosphorus vorbei? Beginnen wir im Kleinen. Ein Blick aus meinem Fenster zeigt mir meine Region, eine kleine Straße, grüne Wiesen und tiefe, dunkle Fichtenwälder. Gleich hinter den Bäumen endete bis 1989 Europa, jedenfalls das freie Europa. Und nicht nur dies, hier hatte nicht nur Europa seine Grenzen, hier trafen zwei Weltsysteme aufeinander, die sich gegenseitig belauerten. Der Wald wirkt friedlich, Sturm Kyrill und der Borkenkäfer haben ihre Spuren hinterlassen, aber ansonsten ist es ruhig – nicht auszudenken, was hier los gewesen wäre, wäre es zum Konflikt zwischen NATO und Warschauer Pakt gekommen. Aber auch Weltsysteme stürzen ein, manchmal sogar ganz friedlich, und so wuchsen nicht nur Deutschland und Europa, sondern auch meine Region. Meine Region hinter den Bergen sieht landschaftlich genauso aus wie meine Region davor, die Natur macht sich nichts aus willkürlichen Grenzziehungen der Menschen und manchmal entscheidet die Dicke eines Bleistiftstriches, ob man auf der richtigen oder falschen Seite steht. Welche Möglichkeiten besitzt das Individuum zu entscheiden, zu welcher Region es gehören möchte? Bevor man sich bewusst für oder gegen eine Region entscheiden kann, wird man in sie hineingeboren und von ihr geprägt. Meine Region endet nicht an den Bergen, auch nicht an denen in den Köpfen. Ich habe zwei Regionen, eine, die äußere Umstände dazu gemacht haben und eine, die ich mir selbst nach Belieben vergrößern oder verkleinern kann. Wer entscheidet, wo Europa endet, sind es dieselben, die meine Region bestimmt haben? Die Großen und Kleinen der Weltgeschichte, die Visionäre und Realisten, die Opportunisten und Aufrichtigen, die Nationalisten und Kosmopoliten, die Materialisten und Schöngeister; das Volk?

„Cuius regio, eius religio.“ Regionen grenzen sich auch konfessionell von einander ab, heute auch ohne einen von oben aufoktroierten Glauben, durch Mehrheitsverhältnisse oder Furcht. Endet die Grenze Europas an den Minaretten? In meiner Region gibt es eine kleine Moschee, ohne Minarette und Muezzin, vor dem Eingang des unscheinbaren Hauses, das sich äußerlich nicht von den anderen unterscheidet,

wehen eine deutsche und eine türkische Flagge in Eintracht nebeneinander. Der Islam ist in Europa, meiner Region angekommen und seine Vertreter bekennen sich – wenn auch nicht alle – zu unserer demokratischen Grundordnung. Vor unserer Kirche weht an besonderen Feiertagen auch eine Fahne, nicht schwarz-rot-gold und auch nicht der Halbmond auf rotem Grund, sondern in den Farben Weiß und Violett. Vor dem Gotteshaus im Nachbarort, nur vier Kilometer entfernt, sieht man die Farben des Papstes, ginge es nach der Konfession, endete meine Region an der Dorfgrenze. Auch hier prallten zwei Systeme aufeinander, aber auch diese Grenze ist überwunden. Lohnen große Systementwürfe, die wie ein Kartenhaus zusammenfallen, von der Realität überholt und der Geschichte abgeurteilt werden, heute eigentlich noch? Der Blick zurück zeigt, dass es immer viele Hoffnungen und Visionen für die Zukunft Europas gegeben hat. Zarte Annäherungen trotz ‚Erbfeindschaft‘, zunichte gemacht durch den nationalsozialistischen Drang, Europa und nicht nur dieses zu beherrschen. Europa in Trümmern. Aus den Ruinen des alten, von Bündnissen, gegenseitigem Misstrauen und Kriegen geprägten, wird das Haus des neuen Europa gebaut. Reine Zweckmäßigkeit und hehre Überzeugung reichen sich die Hand. Integration in kleinen Schritten.

In meiner Region hinter den Bergen huldigt man auch eher Luther als den Heiligen, aber mit dem real existierenden Sozialismus zog dort auch die Jugendweihe ein. Straßennamen und eine nur noch zu kulturellen Veranstaltungen verwendete Synagoge zeugen vom ehemals jüdischen Leben und hinter so manch fränkischem Fachwerk verbirgt sich eine kleine Buddhastatue. Meine Region, Europa ist vielfältig, sein Haus ein Sammelsurium der Weltanschauungen. Ein Gebetsteppich auf dem Boden, das Kreuz an der Wand, den Chanukkaleuchter auf dem Tisch und Feuerbach im Bücherregal.

Meine Region, ich habe es bereits erwähnt, zeichnet sich auch durch ein paar sprachliche Besonderheiten aus. Vor den Bergen sagt man „Grüß Gott“, dahinter „Guten Tag“, wenn ich hier Semmeln kaufe, so esse ich dort Brötchen. Auch hier muss man wieder zwischen mehreren großen und kleinen Regionen unterscheiden, denn nähme man es mit der Sprache zu genau, endete meine Region abermals an der Dorfgrenze. Eine große Einheit vor den Bergen bildet das Gebiet, in welchem die Deutschlehrer verzweifelt versuchen, ihren Schützlingen die richtige Verwendung des Dativs und Akkusativs beizubringen, in der ‚t‘ und ‚p‘ unbekannt und ein nicht unwesentlicher Anteil der Sätze ein ‚fei‘ enthält. Ganz grob gesprochen endet diese Region im Süden an der Donau, bis 1806 auch politisch, ein Umstand, dessen Verlust einige Vertreter der beschriebenen Region auch nach über 200 Jahren noch nicht ganz

verwunden haben. Im Norden endet meine Region an den Bergen, wobei es einige Dörfer am Rande gibt, in denen sich die beiden Gebiete sprachlich vermischen, so dass es selbst Einheimischen schwer fällt, das Gesagte zu verstehen. Ortsunkundige Besucher sollten es jedoch unterlassen, einen Vertreter dieses Dialektes Thüringer zu nennen, er könnte sich in seinem fränkischen Nationalstolz verletzt fühlen. Im Westen endet meine Region dort, wo aus jedem ‚s‘ ein ‚sch‘ wird, und im Osten grenzt sie einerseits an ein Gebiet, dessen Laute wie ‚wow wow‘ klingen sollen – vielleicht fühlt man sich dort wie Caesar in Gallien – und andererseits an den deutschen Sprachraum überhaupt. Dort im Osten endete bis 2004 nicht nur meine Region sondern auch die Europäische Union, bis 1989 auch wieder das freie Europa. Historisch betrachtet war diese Grenze nur ein Intermezzo, meine Region über Jahrhunderte hinweg ein Stückchen größer. Solange bis die Deutschen versuchten, den Menschen der anderen Regionen ihr Land und ihr Leben zu nehmen. Von dort flohen nach dem Krieg viele in meine Region, auch aus der eigenen Familie. Ist dort nicht auch meine Region? Ich besuche die Staaten des neuen Europa, das eigentlich ein altes ist, und mit jedem Kilometer wächst meine Region, wird größer, bunter und vielfältiger. In der fremden Region finde ich meine Region wieder, die Grenzen werden überwindbar, schwimmen. Meine Region ist vor den Bergen, hinter den Bergen und auch daneben. Sie wird nicht begrenzt durch geographische Begebenheiten, noch durch Religion oder Sprache, sondern durch das Bekenntnis zu gemeinsamen Werten. Es sind nicht nur opportunistische Gründe aus wirtschaftlichen Überlegungen, wie nüchterne Realisten meinen, wozu hätte man sonst die Integration über den Bereich der Ökonomie hinaus vorantreiben sollen? Auch eine Diktatur könnte über einen ausgeglichenen Haushalt verfügen. Die Sanktionen der Gemeinschaft gegenüber Österreich richteten sich nicht gegen dessen konjunkturelle Leistungen. Man sah durch die Regierungsbeteiligung der Rechtsextremen das gemeinsame Bekenntnis zu Demokratie, Freiheit, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und den Schutz der Menschenwürde bedroht. Letztere ist auf der ganzen Welt jeden Tag bedroht, und so versuchen Tausende die Grenzen, welche sich meine Region gibt, zu überwinden. Kein Berg ist für sie zu hoch und kein Meer zu tief. Innerhalb meiner Region darf ich unbegrenzt reisen, aber nicht jeder darf in meine Region reisen. Ist es nicht ein Privileg in meiner Region zu leben? Womit verdiene ich dieses? Ist es nicht der Zufall, der mich das Licht der Welt gerade hier erblicken ließ? Mein Blick gleitet wieder aus meinem Fenster, bleibt erneut an den Bergen mit den dunklen Bäumen hängen. Sie begrenzen das Auge aber nicht den Geist. Meine Region endet nicht an den Bergen.

**Titel:** In Vielfalt geeint – die europäische Idee

**Genre:** Essay

**Autorin:** Eva Schulz  
17 Jahre  
Borken

**Platzierung:** 6. Platz

## **In Vielfalt geeint – die europäische Idee**

Europa, Europa.

Seit einiger Zeit steht auf meinem Nachttisch ein Globus, er leuchtet mir abends, wenn ich lese. Aber so darunter liegend sehe ich Europa nie. Ich sehe Südamerika, Afrika und natürlich die Antarktis. Das hat dazu geführt, dass ich inzwischen fast alle südamerikanischen Hauptstädte auswendig weiß und meinen Erdkundelehrer fragte, wem die Antarktis eigentlich gehört. Aber welche Fragen hätte ich mir abends, zwischen dem letzten Blick auf meine leuchtende Welt und dem Einschlafen, gestellt, wenn ich Europa gesehen hätte statt Ecuador und Chile?

Jetzt habe ich den Globus mal heruntergehoben und neben mein Bett gestellt. Gestern Abend, im Dunkeln, knipste ich ihn an und was ich sah, war ein kleines Gekrüssel oben auf einer Sammlung vieler großer Flecken. Europa kam mir plötzlich vor wie das kleine bleiche Mädchen, das gedrängt steht zwischen ein paar großen und kantigen, finsternen Kerlen. Und es war dieser Gedanke, der mich den Abend über beschäftigte. Europa als winzig und schüchtern zwischen ein paar Großmächten? Wie kam ich darauf?

Niemand würde wohl behaupten, dass Europa nicht auf Augenhöhe sei mit Amerika oder Russland. Auch würde keiner sagen, dass es einfach nicht zu den anderen passe oder nicht beachtet würde. Vielleicht steht das Mädchen in seiner Zierlichkeit aber auch für die schönen Künste, für den Kontinent der Dichter und Denker? Vielleicht verfügt das Mädchen zwar nicht über riesige Muskelberge – hat aber dafür etwas im Kopf? Europa braucht keine überdimensionalen Kräfte, denn es will nicht Fremdes einnehmen, nirgendwo eingreifen wie manch anderer Staat. Europa will zusammensein. Es will mitreden in der Welt, aber nicht über andere bestimmen. So braucht es lediglich eine feste, laute Stimme. Und, wann immer möglich, gemeinsame Ziele. In diesem Einheitswillen verbergen sich meiner Meinung nach viele wertvolle Dinge: Sicherheit, Wohlstand, Fortschritt. Das alles bietet mir Europa.

Und das ist ein beruhigender Gedanke, mit dem man zufrieden einschlafen kann. Aber er ist noch lange nicht zu Ende gedacht.

Heute Morgen erinnerte ich mich allerdings nicht mehr gleich an das Mädchen, sondern stattdessen an einen Ausspruch des französischen Philosophen Bernard-Henri Lévy: „Europa ist kein Ort“, hat der gesagt, „sondern eine Idee.“ Und ich finde, diese Idee ist viel zu schade, um sie nur den Politikern zu überlassen. Denn Europa, das ist niemandem vorbehalten oder nur für eine bestimmte Gruppe von Menschen gedacht. Europa – so verstehe zumindest ich das – ist für alle gedacht.

Vielleicht ist das der Grund dafür, dass man, wenn der Begriff ‚Europäer‘ fällt, damit manchmal nicht gleich etwas anfangen kann, dass man zumindest nicht sofort ein Bild vor Augen hat wie von Afrikanern oder Amerikanern. Kein Wunder, schließlich sind die allgemeinen Vorstellungen von jeder einzelnen mit Europa verbundenen Nationalität so unterschiedlich, dass man sich kaum ein Land oder gar einen Menschen vorstellen kann, der das alles vereint. Mir fällt kein anderer Kontinent ein, bei dem das ähnlich stark ausgeprägt ist:

Mit Frankreich zum Beispiel verbindet man stets ein Land, das besonderen Wert auf kulinarische Genüsse legt – die noch dazu ziemlich merkwürdig und schwabbelig sein können. Der Klischeefranzose trägt eine Baskenmütze auf dem Kopf und ein Baguette im Arm, außerdem spricht er neben seiner Muttersprache keine andere. Dann wären da noch die Französische Revolution, die ‚Haute Couture‘ – und warum nennen die Amerikaner ihre Pommes eigentlich ‚french fries‘?

Wenn einer von diesen Amerikanern hingegen an Österreich denkt, dann sieht er vor seinem geistigen Auge dicke Menschen mit rosigen Wangen, in Dirndl und Lederhosen, die Würstchen essen und mit Bierkrügen winken. Die Schweden wiederum sind immer blond, essen nur Fisch und verkaufen billige Möbel. Dann darf man natürlich Großbritannien nicht vergessen! Dieses Land des Schlangestehens und des schlechten Wetters, wo vielleicht die höflichsten, dann aber auch die unnahbarsten Europäer wohnen. Zudem haben sie wohl das berühmteste Königshaus der Welt.

Ganz andere Assoziationen hat man mit den Italienern: Riesige Familien (mit wuchtigen ‚mamas‘), wunderbare Opern, schnelle Autos und das berühmte ‚dolce vita‘. Ein Land, das dauernd die Regierungen wechselt und zweigeteilt zu sein scheint in Aufschwung (oben) und Stillstand (unten). Die Schweiz, die auf Geschichtskarten stets ein weißer Fleck ist, weil sie einfach nirgendwo mitmacht. Berühmt für ihre Zungenbrechersprache, ist sie angeblich auch die Erfindernation eines populären Hustenbonbons – wobei man sich da wohl nie wird wirklich sicher sein können.

Es ist verständlich, dass nicht für jedes europäische Land ein solches Bild existiert. Was dennoch auffällt bei dieser Liste der Klischees und Vorurteile ist, dass der Osten Europas kaum vertreten ist. Ein ukrainisches, rumänisches oder bulgarisches Stereotyp existiert gar nicht, das polnische ist, wenn überhaupt, eher negativ geprägt. Das östliche Europa verwischt vor unseren Augen ein wenig und wird oft einfach in einen Topf mit dem großen Russland geworfen, von dem doch nur ein kleiner Teil überhaupt „zu uns“ gehört. Das ist wohl ein Zeichen dafür, dass die Mittel- oder Südeuropäer und auch der Rest der Welt kaum einen Bezug zu diesen Ländern haben, weil sie zum Beispiel keine populären Urlaubsziele sind und in manchem Fall auch

nicht so weit entwickelt. Trotzdem glaube ich, dass die jüngste Aufnahme einiger dieser Länder in die Europäische Union für neue, für mehr Aufmerksamkeit gesorgt hat. Jetzt bleibt abzuwarten, wann wir die erste offensichtliche Karikatur eines Slowenen oder Tschechen in der Zeitung entdecken.

Bis dahin und vielleicht noch länger wird es schwierig sein, sich einen ‚Europäer‘ vorzustellen. Aber das muss man eigentlich auch gar nicht. Man muss nicht sagen wollen: „Ich bin Europäer“, wie andere sagen „Ich bin Amerikaner“.

Unter der europäischen Idee verstehe ich den Versuch nicht nur einer geographischen Einheit, sondern auch einer kulturellen, wirtschaftlichen, geschichtlichen und nicht zuletzt politischen. Ein solcher Versuch ist natürlich immer eine Gratwanderung: Wo hören Kompromisse auf und beginnt Gleichmacherei? So ist der Euro als eine gemeinsame Währung sicherlich ein guter Kompromiss, der viele Vorteile bringt und das Miteinander in Europa erleichtert. Aber schafft er nicht andererseits auch ein Stückchen Kultur ab in jedem Land, in dem er eingeführt wird? Angesichts dieser Frage kann ich verstehen, dass die Briten und Schweden zumindest vorerst auf Pfund und Kronen bestehen.

Europa, das habe ich schon gesagt, will kein protzender Muskelmann sein – sondern lieber ein Mädchen, das unermüdlich Wissen sammelt und dabei allmählich erwachsen wird. Es ist erpicht darauf, dass alle Länder, die bei Europa mitmachen, mehr und mehr zusammenwachsen, jedoch keinesfalls ihre eigenen Werte verlieren oder darauf verzichten müssen. Vielmehr sollen sich ihre Kulturen weiterentwickeln, Europa soll so bunt bleiben wie es jetzt schon ist, oder am liebsten noch bunter werden! Wie ein Regenbogen, dessen Farben alle eng miteinander verbunden sind und der sich doch vom Blau des Himmels klar abhebt.

Die Idee Europa ist 50 Jahre alt. Aber so alt kann unmöglich ein Mädchen sein. Ich glaube, mit seinen 50 Jahren ist es deshalb gerade erst 17, ist gerade erst raus aus der schlimmsten, weil intensivsten Phase der Pubertät. Einer Phase, in der man sich für gewöhnlich nicht wohlfühlt in seiner Haut, in der alle nur stören, einen nicht verstehen, in der man sich ständig streitet. Das einzige Gute ist: Man lernt daraus. Ich glaube, eine besonders wichtige Lehre, die Europa immer wieder erfuhrt, ist die Toleranz. Es gab viele Staaten, die über ganze Epochen intolerant gegenüber bestimmten Menschengruppen waren. Das hat immer zu Unrecht und großem Leid geführt. Zwischen den individuellen Werten, die sich jedes Land bewahren soll, müssen daher auch solche sein, die das gesamte Europa verinnerlicht. Dazu zählt die Toleranz mit besonderer Priorität. Vor allem jetzt, da die Globalisierung Anlauf nimmt zum Sprint.

Das sehen wir schon in Deutschland ganz konkret. Seit Jahrzehnten steht dieses Land Menschen aus aller Welt verhältnismäßig weit offen. Und sie kommen gerne, weil Deutschland stark vom europäischen Geist geprägt ist, weil es, wie oben erwähnt, Sicherheit und Wohlstand bietet. Inzwischen lebt in Deutschland durchaus eine multikulturelle Gesellschaft, aber sie ist noch nicht fest ineinander verwoben. Ich finde, dass Menschen mit fremden Ursprüngen, die nach Deutschland einwandern, uns viele Teile ihrer Kultur zeigen können und Lebensweisen, über die wir zuvor noch nie nachgedacht haben, die wir uns vielleicht gar nicht vorstellen können. Besonders deutlich wird mir dieser Umstand, wenn Freunde, die bei einem Austausch mitmachen, Jugendliche aus Italien, Mexiko oder Neuseeland bei sich aufnehmen. Sie erzählen aus ihrem Leben und es macht immer Spaß und ist zugleich sehr spannend, das mit meinem Leben zu vergleichen. Dies ist es, was uns lehrt, tolerant zu sein gegenüber Menschen, die nicht so leben, sprechen, glauben wie wir. Leider ist der normale Einwanderer jedoch nicht so schnell integriert wie ein Austauschschüler.

Integration ist daher und vor allem in Zeiten der Globalisierung ein wichtiges europäisches Ziel. Wieder geht es hier nicht darum, jemandem seine Kultur abzunehmen und die eigene aufzuzwingen. Aber es muss Kompromisse geben, damit ein gemeinsames Leben problemlos ablaufen kann. Solche Probleme entstehen oftmals aus Missverständnissen. Deshalb glaube ich, dass es besonders wichtig ist, die Sprache des Landes zu sprechen, in dem man lebt. Dabei darf das Bestreben an dieser Stelle nicht sein, eine „europäische Sprache“ zu etablieren. Vielmehr sollten wir so viele Sprachen wie möglich beherrschen. Ich brenne darauf, neben Englisch auch noch Französisch und womöglich gar Spanisch zu lernen. Das öffnet und erleichtert Wege, die quer durch Europa führen – zum Beispiel während eines Studiums.

Ich bin unglaublich gespannt darauf, diese Wege zu gehen. Europäern zu begegnen und in ihnen und ihren Heimatorten immer wieder die Vielfalt Europas neu zu entdecken. Dabei Toleranz zu lernen, diesen wichtigsten Grundsatz, der eine Einheit in Vielfalt erst möglich macht. Die europäische Idee zu leben! Ich möchte: das Mädchen Europa genauer kennen lernen. Und eigentlich sollten wir uns gut verstehen – es ist schließlich genauso alt wie ich.

**Titel:** Staubkorn im Wind

**Genre:** Kurzgeschichte

**Autor:** Hamed Mohtezabsade  
21 Jahre  
Baunatal

**Platzierung:** 7. Platz

## **Staubkorn im Wind**

„Wussten Sie, dass die Menschen hier gelegentlich vollkommen funktionstüchtige Geräte aufeinander häufen und vor ihren Häusern ablegen?“

„Weswegen sollten sie es tun?“, hörte er seine Mutter fragen.

„Auf diese Weise können Nachbarn, die noch Verwendung für diese Geräte finden, sich bedienen. Der Rest wird von einem großen LKW wenige Tage später abgeholt und verschrottet.“

Ihr Akzent verriet ihm, dass diese dicke Frau, die er seit einigen Tagen kannte, aus der pashtosprachigen Provinz Kandahar stammen musste. Ihr Sohn, den sie zuvor als intelligent und zurückhaltend beschrieben hatte, saß schweigend neben ihr. Walid kannte ihn bereits. Er war am Tag nach ihrer Ankunft im Asylantenheim von jenem so unschuldig wirkenden Jungen bespuckt und als Hundesohn bezeichnet worden.

„Kühlschränke, Radios, Waschmaschinen, Videorecorder, und wenn sie Glück haben, ist auch ein Fernseher dabei.“

Walid wunderte sich, wie die Menschen sich nur so leicht von diesen Dingen trennen konnten. Er erinnerte sich, wie schwer es ihm fiel sich von seinen Sachen zu trennen.

„Du wirst neue Sachen bekommen, Walid“, hatte ihm sein Vater versprochen. „Ganz neue Bücher und Stifte. Auch neues Spielzeug von deutschen Marken. Du kennst doch viele Marken aus Deutschland, nicht wahr?“

„Ja, Floxwagoon, Benz...ähm...Raffael.“

„Siehst du, die Deutschen entwickeln die bekanntesten Dinge der Welt. Du wirst in Deutschland auch neue Kleidung bekommen. Genau solche Jeans wie Van Damme.“

Walid erinnerte sich, wie sie das leere Haus verließen und einen tränenreichen Abschied von seinen Onkels und Großeltern hatten. Er verstand nicht, weswegen sich alle so verhielten, als würde man sich nie wieder sehen.

„Es gibt hier in Deutschland sogar die Sozialhelfer. Sie geben immer das Geld für die Stempel, die man während der Essensausgabe bekommt“, die dicke Frau aus Kandahar erzählte weiter.

„Ich habe gehört, man darf dieses Heim nicht verlassen um Verwandte zu besuchen?“, fragte Walids Mutter.

„Das ist richtig, doch wenn die Sozialhelfer es nicht erfahren, ist es nicht schlimm. Aber passen sie auf, dass sie nicht von der Polizei erwischt werden!“

Walid dachte an das Gespräch mit seinem Vater zurück. Bisher hatte er nichts Neues bekommen in Deutschland, kein Spielzeug, keine Bücher. Die Kleidung, die er bekam, schien gebraucht zu sein, und die Hosen waren keine Jeans. Der ganze Aufenthalt kam ihm eigenartig vor. Sie durften dieses Heim nicht verlassen, mussten sich vor der Polizei fürchten und sogar über ihre Vergangenheit lügen.

Zwei Jahre später lebte man noch immer in der gleichen Ungewissheit wie kurz nach der Einreise. Obwohl sie mittlerweile in einen neuen Ort transportiert worden waren, mussten sie sich dennoch davor fürchten abgeschoben zu werden. Sie hatten sich auf die Suche nach einer neuen, sicheren Heimat gemacht, doch hier fanden sie diese nicht. Hier lebten sie abgeschieden von der Gesellschaft, hatten kein Recht zu wählen, kein Recht auf Arbeit, kein Recht auf Selbstbestimmung.

Man hatte von einem anderen Europa geträumt. Von einem Kontinent ohne Grenzen, in welchem sie jene langersehnte Stabilität und Ruhe finden würden, jenen Frieden und jene sorglose Freiheit, auf deren Suche sie ihre Heimat verlassen mussten. Diese Werte und Prinzipien, Grundbausteine der historischen Identität Europas, erschienen mittlerweile wie eine Illusion. Ihr Aufenthaltstitel verbot es ihnen einer Tätigkeit nachzugehen, ihr Asylverfahren bereits in der Revision, ihre Sozialhilfe zu knapp, um einen Sprachkurs zu finanzieren, ohne Sprachkenntnisse waren ihre Möglichkeiten auf ein Minimum reduziert.

Walids Freundeskreis bestand nur aus Türken, Albanern und Afghanen, die im gleichen Heim wohnten wie er. Von ihnen lernte er das Stehlen, das Schlagen und das Schwänzen. Seine Eltern wussten von dem ganzen nichts. Innerhalb eines Jahres im neuen Heim verlor Walid vollkommen das Interesse an der Schule, hing beschäftigungslos mit seinen ausländischen Freunden ab und verprügelte deutsche Kinder für ihr ‚Deutschsein‘. Beleidigungen, Schimpfwörter und Prügeleien wurden zur täglichen Routine.

Walid bemühte sich mit Akzent zu sprechen, um sich als Ausländer zu identifizieren. Er wollte zu dieser Gruppe gehören, die sich mit ihrer ausländischen Schlagfertigkeit stets provokant zu wehren wusste und sich als Gemeinschaft repräsentierte. Er wollte deren

List besitzen, um seinen Willen durchzusetzen, er wollte, dass man auf ihn hört und ihn bewundert, er wollte, dass man ihn respektiert und fürchtet. Doch ihm fehlte es an Mut und Stärke für sich einzustehen.

Walids Eltern fanden wenige Monate später eine kleine Wohnung, groß genug für die gesamte Familie. Sie zogen in einen neuen Ort, Walid und seine Schwester kamen an eine neue Schule.

An dieser Schule herrschte eine andere Atmosphäre, sie war wesentlich kleiner und hatte einen kleineren Ausländeranteil als die letzte Schule. Walid hatte einen deutschen Tischnachbarn, der wenige Wochen später zu seinem besten Freund wurde, doch das Integrieren in die Klasse fiel ihm zunächst schwer.

„Warum sitzt du denn hier so einsam und betrübt?“, fragte Herr Schäfer, sein Klassenlehrer.

„Sie lassen mich nicht mitspielen“, erwiderte Walid mit einem roten Kopf.

„Aber warum?“

„Ich weiß nicht. Sie haben mich ausgelacht und weggeschickt.“

Am Ende der Pause stellte Herr Schäfer die anderen Kinder der Klasse zur Rede.

„Weswegen habt ihr Walid vom Fußballspiel ausgeschlossen?“

„Er hat angefangen uns zu beleidigen“, sagte ein Mädchen.

„Was hat er denn gesagt?“

„Hurensohn, Missgeburt, Arschloch...“

„Stimmt das Walid?“

„Aber sie haben mich ausgelacht.“

„Das ist doch kein Grund jemanden Hurensohn zu nennen. Weißt du überhaupt, was Hurensohn bedeutet?“

Walid schaute auf den Boden und schüttelte ganz beschämt seinen Kopf.

„Huren sind Frauen, die dafür bezahlt werden mit einem Mann zu schlafen. Sind deine Klassenkameraden etwa die Söhne von Huren?“

Walid schaute nicht auf.

„Wie würde es dir gefallen, wenn jemand deine Mutter als Hure bezeichnen würde?“

Walid dachte augenblicklich an die unzähligen Male, in denen er als Hurensohn bezeichnet wurde. Seine Freunde im Asylantenheim schmissen mit derartigen Wörtern nur um sich, ohne sich ihrer Bedeutung bewusst zu sein. Jetzt verstand er es. Herr Schäfers ruhiger Ton verweilte in seinen Gedanken und breitete sich aus. Walid achtete von dem Moment an immer auf seine Ausdrucksweise. Er hatte dazugelernt

und begriff, dass diese neue Umgebung von Menschen keinen Wert auf eine vulgäre Ausdrucksweise legte.

Walid änderte sich vollkommen. Keine Schlägereien, kein Schwänzen und keine Diebstähle mehr. Sogar seine schulischen Leistungen verbesserten sich. Er fand viele Freunde, alle deutsch, und integrierte sich als ein wichtiges Element in die Klasse. Auch seine Familie integrierte sich in die Gesellschaft. Seine Mutter fand eine Arbeit in einer kleinen Gaststätte, wo sie in der Küche mithalf. Walids Vater besuchte regelmäßig einen Sprachkurs und machte seinen Führerschein. Er kaufte sich einen Gebrauchtwagen und nutzte diesen für seinen Job als Zeitungszusteller und als Pizzataxi.

Nach einem Jahr wechselte Walid auf ein ausländerarmes Gymnasium und gehörte prompt zu den besten Schülern. Er wurde im zweiten Jahr am Gymnasium zum Klassensprecher gewählt, ging zum Schulchor, spielte Theater und wurde Stammtorhüter seines Fußballvereins. Er ging auf Klassenfahrten, nahm an Ausflügen teil, ging mit seinen Freunden ins Kino, auf Geburtstage und lud sie zu sich nach Hause ein. Er hatte die gleichen Interessen wie die meisten seiner Mitschüler, hörte die gleiche Musik, schaute sich die gleichen Filme an, spielte die gleichen Computerspiele, las die gleichen Zeitschriften und trug die gleichen Klamotten. Er hatte sich dem Leben in Europa angepasst und wurde akzeptiert. Seine Lebensziele und seine Prinzipien waren die gleichen wie die seiner deutschen Freunde.

In seinem letzten Jahr an der Schule wurde er zum Schulsprecher gewählt und wechselte erneut die Schule, diesmal auf eine Oberstufe, welche sich auf Wirtschaft und Datenverarbeitung spezialisierte.

An der Oberstufe war das Leistungsniveau besonders hoch und Walid, mittlerweile ein junger Mann, hatte zunächst Schwierigkeiten sich in die komplexe Materie des fachbezogenen Unterrichts einzuarbeiten. Obwohl der Erfolg seiner Leistungen leicht sank, änderte sich wenig an seinem Verhalten. Neue Dinge wie Diskobesuche und Alkoholkonsum wurden zum Teil seines Lebens. Genau wie die meisten seiner deutschen Freunde folgte er der modischen Bewegung des Atheismus. Er lehnte jede Form von Glauben an Gott ab, besonders den Islam wies er als eine widersprüchliche und menschenverachtende Religion von sich. Er war stets bemüht sich von seiner Herkunft und seiner Religion fernzuhalten. Seine Eltern beobachteten es mit Sorge, doch Walid selbst hatte sich für das europäische Leben entschieden. Er hatte sich eine europäische Identität geschaffen und folgte den Werten und Normen dieser Gesellschaft. Oft dachte er über die Einwanderer nach, die ihre Kultur nicht loslassen und sich nicht integrieren wollten. Er verachtete sie und verstand nicht, weswegen sie

sich an ihrer rückständigen Herkunft so festbissen. Walid fragte sich, ob ihm das gleiche Schicksal widerfahren wäre, hätten sie damals nicht das Asylantenheim verlassen. Er freute sich, nicht mehr zu dieser Schicht zu gehören, er hatte ein anderes Leben, andere Menschen um sich, andere Lebensvorstellungen. Sie verstanden ihn vielleicht nicht, doch es war ihm egal. Er hatte es geschafft sich anzupassen, die Menschen aus seiner Vergangenheit steckten noch immer im gleichen Elend und versanken immer weiter darin.

„Ich bin wirklich anders.“

Sie schaute sich die weißen Sneakers mit den drei rosa Streifen an der Seite an und spielte mit ihrem blonden Haar, während Walid weitersprach.

„Du willst mir nicht glauben, oder?“

„Es ist doch nicht so wichtig“, sagte sie, während sie sich wendete, um seinen Blicken zu entweichen. Er hielt sie fest, drehte sie zu sich, ihr Blick war dennoch von ihm abgewendet.

„Aber mir ist es wichtig. Ich will, dass du mich verstehst. Ich bin anders als die anderen Afghanen.“

„Das sagt doch jeder.“

„Nein, für mich bedeutet Religion nichts. Ich habe eine andere Einstellung zu diesen Dingen.“

„Ist schon OK, wir müssen ja nicht gleich heiraten.“

Es verwunderte ihn sofort, warum diese Worte ihn so schwer trafen. Dies war doch auch seine Sicht der Dinge. Dies war doch die europäische Art der Liebe, für die er sich entschieden hatte. Dennoch schmerzte ihn die Vorstellung einer Liebe, die ohne große Hoffnungen beginnt. Ohne Ziel, ohne Schicksal, eine Zweckverbindung, um der Einsamkeit zu entweichen, um die Triebe zu sättigen und dem menschlichen Paarungsinstinkt zu folgen. Er erinnerte sich an den Begriff, der diese Beziehung am besten beschrieb: Lebensabschnittspartner. Seit dem Moment fing er an das Wort zu hassen.

Die nächsten Tage verbrachte Walid mit Gedanken über seine Identität. Er hatte versucht seine gesamte Herkunft und seinen Glauben abzuschütteln. Er hatte sich bemüht ein Europäer zu werden, doch die Wurzeln seiner Herkunft ragten tief in seine Seele und in sein Herz. Seine Nationalität machte seine Identität aus, sein Charakter war von Europa geprägt, doch er bemerkte, wie wichtig ihm die Werte seiner Herkunft waren. Sie machten ihn aus, darin fühlte er sich wohl. In der kalten Welt Europas kam er sich wie ein Niemand vor ohne seine Herkunft. Er hatte das Gefühl in der Masse zu

versinken ohne eigene Prinzipien, an die er sich klammern konnte. Die europäische Gleichgültigkeit hatte ihn eingenommen, hatte ihn geknetet und zu einem kalten Brocken geformt, ohne Gesicht, ohne Gestalt, und in ein Becken getaucht, in dem tausende solcher Brocken bereits auf den Grund sanken.

Er begriff nicht, weswegen er alles aufgegeben hatte, um in dieser Gesellschaft einen Platz zu finden. Seine Kultur, seine Traditionen, alles abgelegt um die Maske Europas tragen zu können. Das eigene Gesicht dahinter verborgen.

„Um wieviel Uhr ist ‚Iftar‘? Ich verhungere“, fragte er seine Mutter ungeduldig.

Sie schaute ihn mit einem verwunderten Gesicht an und fragte: „Seit wann fastest du?“

„Seit heute.“

„Und wieso?“

„... Ich gebe Europa ein neues Gesicht.“

**Titel:** Spinnweben in Europa

**Genre:** Essay

**Autor:** Franziska Koch  
20 Jahre  
Eichstätt

**Platzierung:** 8. Platz

## Spinnweben in Europa

In der 9. Klasse hatte ich einen imposanten Geschichtslehrer. Imposant war nicht nur seine körperliche Erscheinung, denn er trug einen mächtigen Bauch vor sich her, sondern auch seine Stimme. Er hatte eine richtig tiefe Bassstimme, die er meist bis zum ‚Gehtnichtmehr‘ ausreizte, wenn er etwas Wichtiges zu vermitteln hatte. Ja, er sprach nicht, er brüllte. Er brüllte, wenn er einem Satz Nachdruck verleihen wollte, wenn er mit uns unzufrieden war und wenn er mit uns zufrieden war, oder auch einfach so, wenn er Lust hatte. Er hatte seine eigene Ansicht, was Pädagogik und Lehrmethoden betraf. Diesen Lehrer und dessen Auftreten hat keiner seiner Schüler schnell vergessen, jeder erinnert sich wohl an etwas anderes. Ich erinnere mich vor allem daran wie er immer brüllte: „Weeenn maaaaan euuuuch fraaachdt waaas ihr seeeid, daaann saaachdt iih...“ Danach machte er eine Pause und wartete darauf, dass wir im Chor antworteten, was er uns schon so oft gepredigt hatte: „Wir sind Europäer, deutscher Nation“, und er fügte dann manchmal noch brüllend-schmunzelnd hinzu: „Und daneben sind wir auch noch Franken und keine Bayern!“ Für ihn war Europa ein Wunschtraum – oft erzählte er uns von seiner Idee der „Vereeeinigten Staaaaten Euuuroopaas“ –, der nun wirklich in Erfüllung ginge. Damals war ich in der neunten Klasse und hatte gerade erst angefangen Zeitung zu lesen. Ich war von diesem imposanten Lehrer, der auch gerne schlechte Noten verteilte, natürlich eingeschüchtert. Aber er war der Erste, der mich wirklich so an das Thema Europa heranführte, dass ich mir Gedanken darüber machte. Was war Europa?

Für meine Französischlehrerin war Europa größtenteils Frankreich und die deutsch-französischen Beziehungen. In Erdkunde bedeutete Europa Grenzen, Jahresdurchschnittstemperaturen und Hauptstädte. In Wirtschaft- und Rechtslehre wurde Europa auf die EZB und den Euro reduziert. Soweit die Schule. Die Medien setzen, wenn es um Europa geht, den Schwerpunkt auf europäische Politiker und Konferenzen. Für mich gehörte das nicht ganz zusammen. Einzelteile, ein löchriges Bild, das Europa aus der Ferne zeigt... aber gleichzeitig sind das auch Dinge, die Europa ausmachen.

Schließlich flog ich für ein Schuljahr in die USA und wurde oft damit konfrontiert, dass ich für die Amerikaner Europäerin war. Durch die ‚amerikanische Brille‘ gesehen, ist dort, „overseas“, zwischen Russland und Spanien „Europe“. Ein Kontinent, mit

einzelnen Ländern, aber die Unterschiede werden nicht so sehr hervorgehoben. Im Laufe der Zeit identifizierte ich mich mit diesem Europa der Amerikaner. Meine „urige“ europäische Heimat, mit ihrer Geschichte, und ihrer Kunst und Kultur. Ich bin stolz auf die Vielfalt, die langen Traditionen und die modernen Erfindungen. Und wie für die Amerikaner erklärte ich manche Dinge als typisch europäisch. Kleine Gässchen, kleine Autos und gutes Essen, das man genießt, zum Beispiel.

Aber so leicht ist es dann auch wieder nicht Europa zu definieren oder sich damit zu identifizieren. Es ist ja kein Land, denn alle Europäer leben gleichzeitig in ihrem eigenen Land. Es ist nicht die EU, denn für mich gehören auch manche Länder dazu, die keine Mitglieder in der Europäischen Union sind. Europa existiert außerdem auf vielen verschiedenen Ebenen. In der Kunst gab es beispielsweise immer Einflüsse und Kooperationen. Die europäische Literatur beschreibt einzelne Facetten Europas aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln. Dann gibt es Geschichte, welche die europäischen Länder gemeinsam erlebt haben, und Geschichte, die nur in einzelnen Ländern stattfand. Wirtschaftlich gesehen, existiert Europa nicht nur im Euro, sondern in den zahlreichen wirtschaftlichen Kooperationen und dem europäischen Markt. Mit dem Zug kann man von einem Ende Europas an das andere fahren. Jugendbegegnungen führen Jugendliche aus ganz Europa zusammen. Was ist Europa also? Darauf gibt es viele Antworten. Jeder kann für sich eine finden, denn in Europa gilt die Meinungsfreiheit. Für mich besteht Europa aus Spinnweben. An verschiedenen Stellen, laufen die Fäden zusammen. Dort gibt es Städtepartnerschaften, europäische Programme, Institutionen, Einflüsse, Kontakte, Ehen oder Freundschaften. Jeder webt an anderen Fäden, und für jeden haben sie unterschiedliche Bedeutung; aber das Ganze ergibt ein stabiles Netz.

Das Netz hat schon Tradition, da braucht man zum Beispiel nur die Hansevereine und Handelsstraßen anzuschauen. Seit den letzten Jahrzehnten ist die EU ein wichtiger Teil dieses Netzes. Es wird immer dichter und seine Fäden werden immer weiter gespannt. Länder, in denen anfangs nur ein Faden aus der Hauptstadt in andere Länder ging, knüpfen weiter an. Immer mehr Menschen werden eingebunden. Gewebt wird das Netz von einer Spinne. Diese ist die europäische Identität oder einfach auch menschliche Beziehungen, Träume, Begegnungen... Vielleicht ist es ein eigentümlicher Lehrer oder eine interkulturelles Jugendtreffen, und schon ist ein weiterer Faden angeknüpft. Es gibt auch Arachnophobie in Europa. Aber das ist eine Angst von Menschen, die Europa noch nicht erlebt oder entdeckt haben. Die Konfrontationstherapie müsste also effektiv sein!

Das Netz ermöglicht nicht nur, dass ich im Frieden leben kann und die Menschenrechte geltendes Recht sind, sondern auch dass mein Land, meine Kultur und mein Leben in eine größere Vielfalt eingebunden sind. Das Spinnennetz Europa ist inzwischen dicht gewebt und hat viele Auswüchse. An das Netz wird ständig angeknüpft, und einzelne Punkte werden weiterverwebt. Die Europäer gleiten wie Wassertropfen auf den Fäden entlang – im Licht schimmern sie in allen Farben: Europäer spanischer Nation, Europäer tschechischer und bulgarischer Nation, Europäer norwegischer und griechischer Nation....

**Titel:** Europa  
Eine klassische Sage neu interpretiert

**Genre:** Kurzgeschichte

**Autor:** Hanna Müller  
23 Jahre  
Frankenthal

**Platzierung:** 9. Platz

## Europa

Eine klassische Sage neu interpretiert

*Der Legende nach lässt sich der Begriff ‚Europa‘ auf den Namen einer phönizischen Königstochter zurückführen, die von Zeus in Stiergestalt aus ihrer Heimat nach Kreta entführt und dort verführt wurde. Zeus versprach seiner Geliebten, sie werde zur Ahninz glanzvoller Könige und ruhmreicher Helden werden, überdies solle der Erdteil, der ihre neue Heimat wurde, ihren Namen tragen. Zeus’ Versprechen erfüllte sich; doch die Sage verschweigt uns, wie sich die Geschichte zwischen dem Göttervater und der schönen Prinzessin weiterentwickelte. Dieses Geheimnis soll jedoch jetzt endlich gelüftet werden...*

Neulich auf dem Olymp: Göttervater Zeus hatte soeben sein Frühstück – Nektar und Ambrosia – beendet und schickte sich gerade an, das Orakel von Delphi zur zukünftigen politischen Großwetterlage zu befragen, als Götterpostbote Hermes den Olymp hinaufflatterte, fast zusammenbrechend unter dem gewaltigen Postsack, den er auf seinem Rücken schleppte. Mit letzter Kraft hievte Hermes den Sack auf den Boden, bevor er aus seinen geflügelten Sandalen kippte und Zeus wie ein abgestürzter Vogel vor die Füße krachte. Im Fall riss er den Postsack um, so dass sich mehrere hundert Briefe jeglicher Form und Größe auf Zeus’ Schuhe ergossen. Verwundert zog Zeus seine linke Augenbraue hoch. Soviel Post hatte er schon seit Jahrtausenden nicht mehr erhalten. Was hatte dieser plötzliche Ansturm nur zu bedeuten? Zeigte vielleicht endlich eine seiner Kontaktanzeigen Erfolg?

Drei Stunden später war Zeus’ Verwunderung Entsetzen gewichen. Hermes hatte ihm keinesfalls Antwortbriefe kontakthwilliger, einsamer Damen gebracht, sondern Beschwerdebriefe, Dutzende, Hunderte Beschwerdebriefe.

„Ach, du lieber Himmel“, murmelte er bestürzt, als seine Augen über den zweihundertvierundsechzigsten Brief wanderten. Seine Blicke wurden von einzelnen Sätzen angezogen wie „...EU-Vorschrift, nach der wir für unseren Camembert nur noch pasteurisierte Kuhmilch und nicht wie bisher Rohmilch verwenden dürfen... der einzigartige Geschmack und Geruch des Camembert... jahrhundertealte Tradition...“

Unterzeichnet war dieser Brief mit „Liga gegen die Verwässerung des echten französischen Camembert durch pasteurisierte Milch“. Zeus warf den Brief der Käseliga auf den wachsenden Stapel der bereits gelesenen Briefe zu seiner Linken und riss den nächsten Umschlag auf. Ein polnisches Brüderpaar beschwerte sich über

die Ungleichbehandlung ihres Heimatlandes bei der Stimmengewichtung der EU. Im nächsten Brief beklagten sich die deutschen Milchbauern über die Milchquote, ein Gesetz, welches bestimmt, welche Menge Milch jeder Bauer anliefern und welchen Fettgehalt diese Milch haben darf. Genervt zerknüllte Zeus den Brief und warf den Papierball über die Schulter, bevor er den nächsten Umschlag öffnete. Der Schreiber schimpfte über den Bürokratisierungswahn Europas und rechnete vor, wie viele Millionen Euro Steuergelder Europa jährlich verschlänge.

Erst als Helios' Sonnenwagen am Horizont verschwunden war und der Abendstern am dunklen Nachthimmel aufblinkte, hatte Zeus alle Briefe durchgearbeitet. Sein Hirn fühlte sich an wie ein ausgedrückter Schwamm und presste schmerzhaft gegen seine Schädeldecke. Mehrere tausend Briefe hatte er durchgearbeitet, die aus allen Teilen Europas ihren Weg auf den Olymp gefunden hatten. Doch egal ob die Briefe aus Dänemark, Irland, Tschechien, Lettland, Rumänien, Spanien oder den Niederlanden kamen und welche Missstände, Regelungen und Vorschriften die Schreiber ansprachen, in einem waren sich alle Schreiber einig: die alleinige Schuld für das Chaos aus widersprüchlichen Vorschriften, einander behindernden Regelungen und ungerechten Wahlmodalitäten Europas lag nur bei ihm, Zeus. Hatte er nicht die unglückselige Idee gehabt, Prinzessin Europa gerade an ihrem Gestade abzusetzen? Hatte er ihnen die detailverliebte, regulierungswütige Dame nicht erst auf den Hals gehetzt? Also sollte er doch, bitte schön, das Problem lösen. Zeus musste zugeben, dass dieser Vorwurf durchaus berechtigt war, und beschloss zu handeln. Also berief er gleich am nächsten Tag eine außerordentliche Göttervollversammlung auf dem Olymp ein und schilderte seinen Mitgöttern die Angelegenheit.

Seine Ehefrau Hera sprang, kaum hatte er geendet, von ihrem Sitz auf und kreischte: „Hab' ich's dir nicht immer wieder gesagt? Du und deine ewigen Frauengeschichten! Und jetzt hast du den Schlamassel und erwartest von uns, dass wir deinen Hals retten! Ha! Typisch Mann! Ich hab' ja immer gesagt...“

Hastig wandte Zeus sich ab. Himmel, dieses Gekeife durfte er sich schon seit fünftausend Jahren anhören; nicht auszuhalten. Doch auch die anderen Götter waren nicht sonderlich an dem Problem ihres Chefs interessiert. Artemis jammerte etwas von Klimaerwärmung, Waldsterben und Artenschutz, Aphrodite konzentrierte sich lieber auf ihr Make-up, während Dionysos maulte, der kalifornische Wein aus dem Supermarkt schmecke wie Hundepisse. Zeus barg verzweifelt den Kopf in den Händen. Sollte er jetzt ein gewaltiges Donnerwetter anfangen und einige Blitze auf diesen selbstsüchtigen, inkompetenten Haufen schleudern, oder doch lieber seinen Himmel bedecken und sich hinter Wolken verkriechen?

„Hey Daddy, relax!“ Athene kniete sich neben seinem Sitz nieder und tätschelte beruhigend seine Schulter. „Vielleicht isstes ja nicht soooo schlimm, wie du denkst. Du kennst doch die Menschen; die übertreiben doch immer maßlos. Bevor du dich in Selbstmitleid ersäufst, solltest du lieber mal schau'n, was an dem Gemecker dran ist und Europa selbst fragen.“

Zeus horchte auf. Die Idee war nicht schlecht! „Weise Tochter! Ich mache mich sofort auf den Weg!“

Während Zeus in Höchstgeschwindigkeit den Olymp hinunter eilte und Kurs auf Kreta nahm, erinnerte er sich an jenen Tag zurück, an dem er Prinzessin Europa zum ersten Mal am Strand jenes Landes erblickt hatte, das heute als Libanon bekannt ist. Sie war mit einigen Freundinnen unterwegs und obgleich keines der Mädchen unansehnlich war, so stach doch Europas Schönheit hervor, wie ein Diamant ein Dutzend Perlen mit seinem unvergleichlichen Glanz überstrahlt. Dunkles Haar umspielte ihr schmales Gesicht, floss über die marmornen Schultern bis zu den zierlichen Hüften... Zeus gehört nicht zu den Göttern, die einer schönen Frau widerstehen können, und deshalb ist es kein Wunder, dass er das unwiderstehliche Verlangen verspürte, auch diese herausragende Vertreterin ihres Geschlechts in seine lange Liste von Eroberungen einzureihen. In der Verkleidung eines Stieres – eines wahren Prachtbullens, den jeder Rinderzüchter stolz sein eigen genannt hätte – näherte sich Zeus der schönen Prinzessin. (Zum Glück existierte zu diesem Zeitpunkt die europäische Vorschrift zur Kennzeichnung von Schafen, Schweinen und Rindern mit Ohrklips noch nicht, es hätte seiner stattlichen Erscheinung doch viel von seinem Glanz genommen!) Gewisse Dinge ändern sich auch in vielen Jahrhunderten nicht; zu diesen gehört zum Beispiel, dass – vor allem junge – Frauen beim Anblick von Tieren mit Bambi-Look in hohe, sich dem Ultraschallbereich annähernde Rufe wie „Ach, wie niedlich!“, „Wie süüüüüß!“, „Ooooooh, goldig!“ ausbrechen. Zeus vertraute also ganz auf seine Knuddeltier-Optik à la Knut und wurde nicht enttäuscht: die Mädchen und Europa rissen sich förmlich darum, sein weiches Fell zu streicheln und kleine Leckerein zwischen seine Zähne zu schieben. Als Europa schließlich, entzückt von der Friedfertigkeit des „goldigen“ Stiers, auf seinem Rücken Platz nahm, startete Zeus mit einer Geschwindigkeit, um die ihn Carl Lewis beneidet hätte, und rannte mit der kreischenden Europa, die sich verzweifelt an seinen Hörner festklammerte, zum Meer. Mit kräftigen Schwimmszügen durchquerte er das Mittelmeer in Rekordzeit, bis er an der Küste Kretas wieder an Land stieg.

Eben jene Küste erreichte er nun abermals, einige tausend Jahre nachdem er seine Geliebte hier abgesetzt hatte, und suchte Europa auf. Mit ihrem Bild vor Augen, wie sie damals am Strand des Libanon ausgesehen hatte, musste er zweimal hinschauen, um

sie wieder zu erkennen: aus dem zierlichen, schlanken Mädchen war eine dicke Matrone mit Doppelkinn, ausladendem Busen und dickem Po geworden.

„Zeus!“, kreischte Europa bei seinem Anblick entzückt auf und zog ihn in eine Knochenbrechende Umarmung. „Mein Lieber, wie schön, dich wieder zu sehen. Komm, ich muss dir meine Familie vorstellen!“

Ohne seine Antwort abzuwarten, zog Europa Zeus in ihr Haus. Das erste, was Zeus auffiel, war ein langer Tisch, der sich unter dem reichen Speisenangebot in der Mitte durchzubiegen schien. Rund um den Tisch saßen Kinder jeder Altersstufe, Teenager neben Kleinkindern; Schulkinder neben Säuglingen. Zeus musste sich zusammennehmen, um nicht die Finger in die Ohren zu stecken; denn der Lärm, den die streitenden Kinder verursachten, war einfach unbeschreiblich.

„Hey, you! That’s mine!“

„Donder op!“

„Merde, t’es un vieux salaud!“

„Dammi questo! Subito!“

„În nici un caz, idiot!“

In dreiundzwanzig unterschiedlichen Sprachen schrieten, brüllten und kreischten Europas Kinder durcheinander und versuchten sich gegenseitig die besten Happen aus den Händen zu reißen.

„Sind das alle deine?“, fragte Zeus und dachte sich insgeheim, dass er sich nun nicht länger über die gewaltigen Ausmaße wunderte, auf die Europa in den letzten Jahrhunderten angeschwollen war.

„Insgesamt siebenundzwanzig“, strahlte Europa, „aber mit der Zeit kommen sicher noch einige dazu. Hier, das sind meine Größten, Michel, Jack und ma belle Marianne.“

„Und die da? Sind das auch deine?“, fragte Zeus und deutete auf mehrere Kinder, die vor dem Haus standen und bis auf einen kleinen Burschen, der sich eifrig bemühte mit Pfeil und Bogen auf einen Apfel zu schießen, mit hungrigen Blicken durch die Fenster auf Europas reich gedeckten Tisch starrten. Besonders ein Junge mit dunklem Haar und braunen Augen, der etwas auf dem Kopf trug, das einem Teewärmer ähnelte, bemühte sich krampfhaft auf das Fensterbrett zu klettern.

„Ach, die“, Europa winkte ab, „gehören nicht zu mir, würden aber auch gerne an meinem Tisch sitzen.“

Sie klatschte Zeus auf die Schulter. „Nun, mein Lieber, muss ich wieder an die Arbeit.“ Europa deutete auf einen Schreibtisch in der Ecke des Zimmers, der – wie Zeus nun auffiel – unter einer wahren Papierflut versank. Neugierig trat er näher und nahm eines

der Blätter in die Hand: „Verordnung zur ordnungsgemäßen Beseitigung tierischer Abfallprodukte in verflüssigtem Zustand.“

„Gut, nicht?“ Europa strahlte. „Und schau dir mal das an... und hier...“ Blatt über Blatt reichte sie, dicht beschrieben mit bis in die winzigsten Details ausgearbeiteten Vorschriften, Regulierungen, Verordnungen, Richtlinien, Gesetzesentwürfen, Bestimmungen... Langsam dämmerte Zeus die Wut der Menschen über den Regulierungs- und Vorschriftenwahn, die sich in den zahlreichen Beschwerdebriefen ausgedrückt hatte. Wer lässt sich schon gerne bis zum letzten i-Tüpfelchen vorschreiben, wie er seinen Biomüll zu entsorgen hat? Wer sieht schon gerne zu, wenn Millionen Euro Steuergelder durch einen aufgeblähten Verwaltungsapparat gepustet werden?

„Europa, meinst du nicht...“ Zeus zögerte und suchte nach Worten, mit denen er sein Anliegen so diplomatisch wie möglich vorbringen konnte. „Glaubst du nicht, dass das alles...“, seine Hand beschrieb einen Kreis, der den Papierberg und die streitenden Kinder Europas gleichermaßen umfasste, „zuviel für die Menschen ist? Ich bin sicher, du meinst es gut, aber...“

Europa plusterte sich auf. „Ich *meine* es gut? Was ich geschaffen habe...“, sie imitierte seine Handbewegung, die den gesamten Raum einschloss, „...ist zum Nutzen der Menschen, der Europäer, meiner Kindeskinde.“

„Aber“, wagte Zeus einzuwerfen, „du erdrückst sie mit diesen ganzen Vorschriften, diesen Regelungen...“

Das hätte er vielleicht besser nicht sagen sollen; Europa explodierte: „Du siehst wie die Menschen nur das Vordergründige, das Unangenehme. Aber den wahren Wert meiner Gemeinschaft, den hast du nicht erkannt!“

„Ja, aber...“

„Die Menschen meiner Heimat treiben dank meiner Initiative friedlich miteinander Handel, sie schließen Verträge ab, sie können innerhalb meiner Gemeinschaft reisen, wohin sie möchten, ohne sich mit lästigen Formalitäten aufhalten zu müssen. Seit einigen Jahren gibt es in einigen Ländern sogar eine einheitliche Währung, den Euro, der viele Geldgeschäfte und auch das Reisen vereinfacht. Und falls dir das nicht genügt...“, Europa hob den Zeigefinger, „...darf ich dich daran erinnern, dass sich die Bewohner meiner Heimat über die Jahrhunderte hinweg bekriegt haben. Immer und immer wieder. Römer und Germanen, Engländer und Franzosen, Deutsche gegen Polen, Protestanten gegen Katholiken, Ost gegen West... es ist erst 62 Jahre her, dass einer der schlimmsten Kriege, die die Menschheit je erlebt hat, sein Ende fand! Damals schwor ich mir, dass meine Kinder sich nie wieder gegenseitig abschlachten sollen. Ich

habe es geschafft, wenigstens einigermaßen Frieden unter meinen Kindern zu stiften! Ich habe sie soweit gebracht, dass sie sich nicht beim kleinsten Anlass bis auf's Blut bekriegen!“

„Du musst aber...“

Mit einer unwirschen Handbewegung schnitt Europa Zeus das Wort ab. „Die Europäer sind zusammengerückt, trotz aller Streitereien. Nimm nur die Franzosen und Deutschen... einst Erzfeinde, doch 1963 unterzeichneten der deutsche Kanzler Konrad Adenauer und der französische Präsident Charles de Gaulle den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag!“

„Ich will dir deinen Verdienst nicht streitig machen“, warf Zeus ein. „Aber die Vorschriften! Die ganzen Regelungen! Es erdrückt die Menschen, ihr Leben bis ins kleinste Detail reguliert zu wissen!“

„Gut, manchmal bin ich ein bisschen übereifrig“, räumte Europa ein, „doch bin ich der Meinung, dass diese Unannehmlichkeiten den Preis des Friedens wert sind. Jean-Claude Juncker, der Ministerpräsident von Luxemburg, sagte einmal: *Wer an Europa zweifelt, soll sich einen Soldatenfriedhof ansehen.*“

Und Zeus verstand...

**Titel:** Sarajevo:  
Mahnmal und Hoffnung für Europa

**Genre:** Reportage

**Autor:** Dennis Hübel  
26 Jahre  
(25 Jahre bei der Einreichung des Wettbewerbsbeitrags)  
Neuss

**Platzierung:** 10. Platz

## **Sarajevo: Mahnmal und Hoffnung für Europa**

„Jetzt bist du tot!“ Amirs Arm beschreibt einen Halbkreis über seinem Kopf. „Du musst nach oben gucken, zu den Bergen, und dann so schnell wie möglich über die Straße.“ Die Berge, rings um die Stadt sind grün, weiße Häuser schmiegen sich an ihre Flanken. Ein idyllischer Anblick, doch während der Belagerung saß dort die serbische Miliz. Wer dennoch auf die Straße ging, tat das im Bewusstsein, vielleicht nicht mehr zurückzukehren. Dennoch mussten Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs besorgt werden. Amir, der heute auf dem Basar arbeitet, wurde beim Wasser holen beschossen. „Hier und hier.“ An seinem Bauch zeigt er die Treffer und wie die Sondermunition beim Auftreffen zerbarst. „Mitten auf der Straße habe ich gelegen, aber niemand traute sich zu mir.“ Die Scharfschützen standen in dem Ruf, auch auf die Helfer zu schießen. Doch Amir hatte Glück. Es fanden sich Mutige, denen es gelang, den Jungen von der Straße aus dem Schussfeld zu ziehen. Seiner schweren Verletzungen wegen wurde er von der UNO ausgeflogen. Ein Jahr verbrachte er in einer Frankfurter Klinik, bevor man ihn kurz nach Kriegsende in seine Heimat zurückbrachte. Ob er Angst hatte, zurückzukehren? „Nein, Sarajevo ist doch mein Zuhause.“

### *Ein Land zum Staunen und Nachdenken*

Warum kommt man nach Bosnien-Herzegowina, das kleine Land zwischen Kroatien und Serbien? Es gibt dort keine Strände, keine nennenswerte Tourismusindustrie, nichts was zum Beispiel Kroatien zu bieten hätte. Maja, die im selben Reisebus saß, ist sich sicher, nach Sarajevo fährt man, wenn man Journalist ist oder an der bekannten Filmhochschule studieren möchte.

Gibt es noch andere Gründe? Der beste Grund ist wohl, weil Sarajevo da ist. Weil es die Stadt und das Land noch immer gibt, trotz Scharfschützen, trotz Krieg und verblendeter Politiker. Schon die Anreise per Bus oder Zug ist ein Erlebnis. Bosnien ist ein Land der Berge. Rau und wild, romantisch in einer ursprünglichen Art, die der Natur mehr Platz einräumt als dem Menschen. Man fährt mitten hindurch und kann die Augen gar nicht weit genug aufreißen, um alles wahrzunehmen. Durch das Grün der Berge brechen raue Kalksteinklippen und bröckeln zu Tal, gewaltige Seen glitzern zu ihren Füßen. Unberührt wirkt alles, keine Boote schaukeln auf dem Wasser, einladende Strände, doch keine Sonnenschirme an den Ufern. Auf staubiger Piste fährt

man vorüber und möchte doch verweilen. Wem die Schweizer Berge zu teuer, zu niedlich, zu eng sind, wird hier glücklich werden.

Gelegentlich passiert der Bus eine Siedlung. Zusammengewürfelt wirken sie, die Häuser immer mit Abstand zum Nachbarn, doch nah genug, um sich zu winken zu können. Über Gärten voller Gemüse und Obst hinweg. Und über die Baustellen. Überall wird gebaut. Aus einem verfallenen Gartenhäuschen wächst ein dünner Stamm, an dem riesige Äpfel hängen. Daneben entsteht ein neues Haus, wie aus dem Schöner Wohnen-Katalog. Roter Backstein, schiefergraues Dach, blanke Fensterrahmen, ein kniehohes Mäuerchen rahmt den Garten. Der Kontrast zu den zerschossenen, verfallenen, verbrannten Ruinen nebenan könnte größer nicht sein. Als Reisender lernt man in diesem Land das Selbstverständliche neu zu schätzen.

### *Gräber und Flaneure*

In Sarajevo schaut heute niemand mehr, ob sich Granaten von den Bergen nähern, auch wenn im Straßenpflaster noch immer tennisballgroße Krater klaffen. Der Krieg hat Spuren hinterlassen, im Gesicht der Stadt. Die Ruinen des Krieges, wenigstens die, die nicht mehr zu retten sind, werden abgerissen, weichen neuen Gebäuden. Hugo Boss und Esprit kündigen sich an, Porsche und die Deutsche Bank sind schon da. Angesichts des geringen Einkommens der meisten Bosnier wirkt das optimistisch. Die Einwohner stört es nicht. Der Golf ist hier tatsächlich Volkswagen. Staubfarben, knatternd, über Generationen weitergegeben. Gelegentlich braust ein Militärfahrzeug der EUFOR vorbei oder ein Hochzeitszug. Ein Smart fällt auf, der mit Reklametafel und Durchsage per Megaphon lautstark auf eine Wahlveranstaltung aufmerksam macht. Amir weiß nicht, wann die Wahl stattfinden soll. Einige Passanten sagen, sie habe schon stattgefunden. Das Megaphon plärrt unbeeindruckt weiter, während Amir Richtung Stadtpark strebt.

Sarajevo, Hauptstadt des Landes und mit etwa 450.000 Einwohnern bevölkerungsreichste Stadt, ist keine brodelnde Metropole. Im Park spielen Kinder Fangen mit den allgegenwärtigen Tauben, mähen Stadtbedienstete den Rasen mit der Sense und Mädchen in Flip Flops führen ihre Hunde Gassi. Unter den Bäumen schauen alte, muslimische Grabsteine wie Pilze hervor. Während der Belagerung wich man erneut in den Stadtpark aus, als es auf den Friedhöfen eng wurde. Ein eingezäuntes, kleines Gräberfeld zeugt davon. "Schau auf das Datum." Amir zeigt auf die leuchtend weißen Gräber. „Hier liegen nur junge Männer und sie sind alle im selben Jahr gestorben.“

Verlässt man den Park, gelangt man in die Innenstadt. Werbeplakate für Mode und Parfum verhüllen ganze Fassaden. Die roten Sitze und goldenen Leuchter des Café Imperial wären auch in Wien nicht fehl am Platz, ein Überbleibsel habsburgerischen Glanzes.

Einige Schritte weiter, am Ewigen Feuer für die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs gabelt sich die Straße. Amir biegt nach rechts, in die Ferhadija. Sobald die Sonne untergeht, beginnt hier das Flanieren. Die Straße rauf und runter, an den Cafés und Restaurants vorbei. Die Tische und Stühle stehen draußen. Justin Timberlake und kroatischer Pop, Latte Macchiato und Čevapčići. Doch nur wenige der Plätze sind besetzt, die Leute sind auf der Straße. Spazieren gehen kostet nichts. Man ist jung und schön und flirtet hemmungslos nach rechts und links. Wen wundert es da, dass kaum jemand den Stand der Partei BOSS beachtet. Ihrem konservativen Programm folgend haben sie sich vor der Kathedrale niedergelassen. Unter Sonnenschirmen einer bekannten Limonadenmarke, die sicher kein offizieller Sponsor ist, liegen Programmhefte auf Tapeziertischen aus. Ein bulliger Abgeordneter sitzt wie in seinen Plastikstuhl gegossen, die Beine ausgestreckt, die Hände vor der Brust gefaltet. In seiner braunroten Strickjacke ist er viel zu unscheinbar, um die Aufmerksamkeit der Flaneure zu erwecken. Die Frage, ob er erklären könne, wofür das Kürzel BOSS steht, führt zu einem entschuldigenden Kopfschütteln. Der Abgeordnete, der auf dem Plakat in Anzug und Schlips so weltmännisch in die Zukunft schaut, spricht im Gegensatz zu den meisten jungen Leuten leider kein Englisch.

Vor der Moschee sitzt keine Partei. Elfenbeinweiß ragt ihr Minarett in den Himmel. Der Muezzin ruft zum Gebet, während die orthodoxe Kirche wenige Meter entfernt im Sonnenuntergang aufleuchtet. Viel gepriesenes Multikulti. Hier scheint es Alltag.

### *Es ist schwierig zu vergessen*

Die Einwohner Bosniens sind muslimische Bosniaken, orthodoxe Serben und katholische Kroaten. Jahrhundertlang lebten die Konfessionen friedlich miteinander, denn Bosnier war, wer in Bosnien lebte. Seit 1992 ist das anders. Im Krieg wurden die Moslems zu Fundamentalisten erklärt und die Serben sahen sich als Kreuzritter, die Land und Glauben verteidigen mussten. Soweit die Vorurteile, die noch heute unter der Oberfläche weitergären. Der Vertrag von Dayton schaffte Frieden und schuf serbische und kroatisch-muslimische Sektoren. Dennoch kann sich heute niemand erklären, wie es damals zum Krieg kommen konnte und warum auch jetzt noch alles anders ist.

„Früher, selbst im Krieg, haben alle untereinander geheiratet. Egal, ob Serbe, Kroat oder Moslem“, erklärt Amir. „Heute ist das anders. Die EUFOR spricht gern von Neubeginn, dass wir die Vergangenheit bewältigt haben, aber tatsächlich achtet man darauf, ob jemand serbische Wörter benutzt. Viele bekommen dann ein ungutes Gefühl. Es ist schwierig zu vergessen.“

Auf die Frage, was seine Eltern sagen würden, wenn er ein serbisches Mädchen nach Hause bringen würde, antwortet er: „Unmöglich! Das ginge einfach nicht. Ich bin Moslem!“

Die Zukunft, auf die viele Bosnier hoffen, ist eine Mitgliedschaft in der EU. Sie wollen wieder ein Teil Europas sein und nicht das Land irgendwo zwischen Osten und Westen. „Aber hast du die vielen Kopftuchträgerinnen gesehen? Die gab es früher nicht. Und schau da!“ In einem Schaufenster eines iranischen Büros hängt das finster dreinblickende Antlitz Ajatollah Khomeinis. Amir schüttelt den Kopf. „Die sind auch mit dem Krieg gekommen und einfach geblieben.“

Nachdenklich stimmt auch, dass die Kriegsverbrecher von damals, unter ihnen die Hauptschuldigen Ratko Mladić und Radovan Karadžić, noch immer nicht gefasst und verurteilt sind. „Wie können wir neu anfangen, wenn die Mörder unserer Verwandten und Freunde noch immer frei herumlaufen?“ Amir ringt die Hände. „Keiner weiß, was da vorgeht. Wir werden von der EUFOR verwaltet, haben aber drei Regierungen und sechs Präsidenten, weil alles ethnisch gerecht aufgeteilt sein soll. Die behindern sich aber alle gegenseitig. Da blickt kein Mensch mehr durch. Eigentlich kein Wunder, wenn die Leute in der Tradition Sicherheit suchen, oder?“

Maja, das Mädchen aus dem Bus, deren Mutter Kroat und deren Vater Moslem ist, drückte es so aus: „Wir tun alle modern und westlich, aber wenn ich sage, dass ich schon 25 bin, aber keine Kinder habe und noch nicht einmal verheiratet bin, werde ich komisch angesehen. Früher sind die Christen nur zu Weihnachten in die Kirche gegangen und die Moslems haben mit Serben zusammen Slivovitz getrunken. Während des Krieges sind wir in Sarajevo noch enger zusammengerückt, aber jetzt, im Frieden, suchen wir nach den kleinsten Unterschieden, um uns abzugrenzen. Das nennen die Parteien dann Identität und Nationalbewusstsein.“

Diese Parolen muten vertraut an, und weder Maja noch Amir wollen glauben, dass es im Rest von Europa ähnlich läuft, dass es auch dort Menschen gibt, die den Unterschied zwischen Individualität und Nationalismus noch nicht verstanden haben. „Wahrscheinlich müssen wir alle immer daran arbeiten“, sagt Amir. „Das ist eine Arbeit, die nie aufhört, aber sie lohnt sich. Wir Bosnier müssten es eigentlich wissen.“

Musik dröhnt uns entgegen. Das letzte Stück der Fußgängerzone mündet in die Baščaršija, das Basarviertel. Wie ein Vorposten der Türkei wirkt dieser Teil der Stadt. Kupferkännchen und Teller werden gehämmert, drei Schritte weiter in einem Kaffeehaus sieht man diese in Benutzung. Lederwaren, Tassen und T-Shirts hängen von den Souvenirständen. Die Händler nähern sich den zahlreichen potentiellen Kunden angenehm zurückhaltend. Es herrscht allgemein eine entspannte Stimmung. Der würzige Rauch von Holzfeuern zieht durch die schmalen Gassen und weckt mit seinem Duft den Hunger auf gegrilltes Fleisch. Auf dem Platz mit dem sechseckigen markanten Brunnen, auf dem tagsüber die Tauben wimmeln, ist eine Bühne aufgebaut. Die Wähler, die der Mann von der BOSS-Partei gern hätte, sind hier. Im Dayton-Grillwagen drehen sich Kebapspieße und brutzeln Ćevapčići, auf der Bühne wechseln sich die Redner mit einer jungen Sängerin ab, die zu ohrenbetäubender, orientalisches anmutender Rockmusik über die Bretter hüpfte. Die Menge wippt mit, applaudiert, nicht nur Touristen bleiben am Brunnen stehen und hören, wie die Redner ‚Antinationalismus‘ und ‚Toleranz‘ fordern. Die vielen Zuschauer geben Grund zur Hoffnung, dass dies zwölf Jahre nach dem Krieg zur Selbstverständlichkeit wird.